// Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 30 — Marburg i. H., den 23. Juli — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Gott unser Halt — Der neue Gott — Kirchenpolitische Fragen: 4. Kirche und Stat — Unsere Stellung zur Sozialdemokratie — Die waffenlose Macht — Nietzsche in neuer Beleuchtung. Nietzsche und Erwin Rohde — Verschiedenes: An eine treue Leserin; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Ein gut Gebet soll nicht lang sein, auch nicht lange aufgezogen [hingezogen] werden, sondern oft und hitzig sein.

Eine einfältige Weise zu beten. 1534

Gott unser Halt

Durch den Glauben verließ Moses Aegypten und fürchtete nicht des Königs Grimm; denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn. Hebr. 11, 27.

Ein Heer von dunkeln Mächten macht uns das Leben zur Qual. Der barmherzigste Feind ist oft noch der Tod. Grausamer ist hoffnungslose Krankheit, verzehrende Not, die nimmermüde Bosheit der Menschen und die Dämonenschar in der eigenen Brust. Solches zermahlt den Leib, verdüstert den Geist und macht die Seele finster und hart. Wenn dir Eins nach dem Andern dahinsinkt, woran die Seele hing, wenn du dich erkennst als die Zielscheibe einer geheimnisvollen Macht des Verderbens, wenn du ohnmächtig ringst mit den finstern Gewalten in der Tiefe deiner Seele, dann kommst du in die dunkle Nacht. Dann siehst du bitter, wie die Andern gleichgiltig oder schadenfroh aus dem Lichte in die Nacht schauen. Dann zerbricht leicht unter dem schweren Druck der Leib, oder Verzweiflung umnachtet den Geist — —

wenn es die Seele nicht wagt, von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren aufzuschauen, wenn sie sich nicht mit dem Rücken fest wider den unsichtbaren Gott stemmt! Wer es wagt, der gewinnt. Der fühlt eine starke Hand in seinem Nacken, die ihm den Kopf stützt und den Arm stärkt. Dann ist es, als spürte man Gott leibhaftig. Und es kommt über dich wie ein Triumph. Wessen Seele einmal dieses „Dennoch" durchhallte, der lacht des Zweiflers und des Gottlosen. Denn wie kann man leben und kämpfen ohne Gott? Aber aus dem Triumph wird die stille, sichere Ueberlegenheit des Glaubens über die Welt samt Gut, Ehre, Menschen, Leben. Man zieht sein Leben ganz aus dem allen heraus und pflanzt es ein in Gott. Von ihm erhält man Alles wieder zu Lehen, aber das Leben lebt in Gott.

So werden und wachsen die ganz Großen im Reiche Gottes. Das sind die, die überwunden haben. Ist auch der Scheitel kahl, das Herz ist jung und froh. Ist auch das Antlitz durchfurcht von Sorge und Kampf, aus dem Auge leuchtet der Friede des mit Gott versöhnten Gemütes. Sie sind die Pfeiler im Reiche Gottes, denn sie tragen die, die noch ringen müssen. Sind sie doch lebendige Zeugen dafür, daß des Sichtbaren Herr wird, wer nicht auf es sieht und wer im Unsichtbaren lebt, als sähe er es.

Niebergall

Der neue Gott

Vgl. Nr. 16—29

Der neue Mensch und der neue Gott, beide gehören zu einander. Was Saul vor Damaskus erlebte, das hatte ihm den Gott seiner Väter in einem neuen Lichte gezeigt.

Er hatte immer gewußt, daß Jehova ein heiliger und mächtiger Gott sei, der mit erhobenem Arm und ausgestreckter Hand die Geschicke der Völker leite, vor dessen Größe die Heiden seien wie der Tropfen im Eimer. Er hatte auch geglaubt, daß dieser gewaltige Gott das Geschick der Frommen leite und ihre guten Werke alle Zeit vor Augen habe, nicht weniger als ihre Sünden, auch die verborgenen Sünden. Aber nun erhebt sich das Alles im Lichte der Bekehrung zu einem neuen, noch gewaltigeren Bilde des Gottes, der mit starker Hand des Menschen Schicksal leitet, der den Menschen „von Mutterleib an aussondert und beruft" Gal. 1, 15, der „begnadigt, wen er will, und verstockt, wen er will" Röm. 9, 18. Gewiß ist Paulus nicht der Erste, der so gedacht hat gewiß haben viele Fromme in Israel und draußen so schon vor ihm ihren Gott erlebt, gewiß hat dieser Gottesglaube auch in Büchern gestanden, die Paulus gelesen hat, man denke etwa an die Weisheit Salomos: aber diesen Gottesglauben lernt man nicht aus Büchern, sondern in der harten Schule des Lebens. Gewiß, es giebt immer auch Menschen, die von gewaltigen Naturen hingerissen diesen Glauben an die willenlose Führung des Menschen durch die Gottheit ihnen nachsprechen, wie Melanchthon das bei Luther that: aber Paulus hat seinen Gott selbst erlebt als die Macht, die sein Leben so gelenkt hat, wie es kam, die ihn die Straße des Irrens bis zum tiefsten Abgrund führte, um ihn dann mit einem Schlage herauszureißen auf die lichte Höhe seines neuen kraft- und liebevollen Lebens. Auch nicht philosophisch ergrübelt hat Paulus diesen Prädestinationsglauben: er ist nicht Determinismus, überhaupt kein System, sondern Religion. Er ruht nicht auf dem Problem der Willensfreiheit und nicht auf der Erkenntnis der unwandelbaren Gesetzlichkeit alles Geschehens, sondern auf dem Problem: wie kann ich selig werden? und auf dem Gefühl einer wunderbaren, aller Gesetzmäßigkeit widersprechenden Führung durch Gott. Als er sich durch jene Frage nach der Seligkeit

eine alte Antwort „durch Werke, durch eigene Gerechtigkeit“ entrissen sah, da stieg ihm die andere Licht und Freude spendend auf: durch den, der „beruft“! Röm. 9, 12. Gott ist Alles, der Mensch ist Nichts und doch ein Wesen steter Fürsorge für Gott.

Und wie erkennt man, daß man zu der Schar derer gehört, „die Gott vorher erkannt und vorher bestimmt hat, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, daß er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern“, die Gott dann nach der „Vorherbestimmung“ auch durch eine große Stunde ihres Lebens „berufen“, „gerechtfertigt“ d. h. schuldfrei gesprochen und „mit der Glorie beschenkt hat“? Röm. 8, 28—30. Wie erfahren sie es? Sie erfahren es in jener großen Stunde ihres Lebens, da der Glaube über sie kommt durch die Predigt Röm. 10, 17, sie erfahren es täglich an der Liebe zu Gott, die seitdem unauslöschlich mit sanfter Wärme ihr Herz durchzieht. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind, Alles zum Guten mithilft“ Röm. 8, 28.

Freilich dieser Gottesglaube, so beglückend er für den Einzelnen ist, der ihn hat und an der Gottesfreude und Gottesliebe in seinem Herzen spürt, daß er einer der Berufenen ist, so schwer und finster wird er, wenn er auf das bunte Leben der Menschen um uns her angewandt werden soll. Darum hat man immer zwei Einwände gegen ihn gemacht, die bis heute noch Niemand hat entkräften können, auch Paulus nicht. Der eine Einwand trat ihm entgegen, wenn er an sein Volk dachte, wie es das angebotene Heil von sich gestoßen, ja mit Füßen getreten hatte. Sein Herz voll Liebe will ihm brechen, wenn er daran denkt Röm. 9, 1 f. Aber er beugt sich der Thatsache: es ist nicht Schuld gewesen, daß es so kam, sondern Verhängnis, d. h. Gottes freie Wahl, wie bei Esau und Jakob: „noch ehe sie geboren waren, ehe sie etwas Gutes oder Schlechtes gethan hatten, ward der Rebekka gesagt: der Aeltere soll dem Jüngeren dienen, wie geschrieben steht: den Jakob liebte ich, den Esau aber haßte ich. Was sagen wir dazu? Geht es mit Unrecht zu bei Gott?“

Das ist die Frage. Und so eilig Paulus antwortet: „Nimmermehr!“, so wenig hat er dieses Nimmermehr begründen können. Denn der Schriftbeweis, der nun folgt, wiederholt doch nur die Behauptung des Paulus selbst, rechtfertigt also nach der Auffassung der Zeit wohl des Apostels Ansicht, löst aber die Frage nicht. So schließt denn auch Paulus diesen Schriftbeweis nur mit den Satz: „Also: wen er will, den begnadigt er, und wen er will, verstockt er“ 9, 18. Unter einer zweiten Frage bringt er dann einen anderen Grund nach: „Wer bist denn du, o Mensch, daß du mit Gott rechten willst? Darf denn das Geschöpf zu seinem Schöpfer sagen: Warum hast du mich gerade so gemacht? Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus demselben Gemenge den einen Topf als Prunkgerät, den andern für den verachtetsten Gebrauch zu formen?“ All das schlägt jene Frage nicht nieder; nur immer drohender erhebt sie ihr Haupt! Wenn Gott eine allgewaltige Macht der Willkür ist, wenn er sinnlos des Einen sich erbarmt, den Andern verstockt, ist dann nicht Ungerechtigkeit seine Haupteigenschaft?

Und die zweite Frage, die das sittliche Leben erhebt, hat Paulus ebenso angeführt, ohne sie zu beantworten 9, 19: „Wie kann Gott dann noch sittliche Anklage gegen den Menschen erheben“, wenn er ihn selber begnadigt oder verstockt? Wo bleibt die Verantwortlichkeit und der freie Wille? Auf diese Frage hat Paulus hier gar keine Antwort gegeben. In Römer 6 hat er sie von einer andern Seite aus gestellt und aufs schärfste die Notwendigkeit eines sittlichen Lebens und die Verantwortlichkeit betont, indem er sich zwei Einwände gegen seine „Gnadenlehre“ macht: 1. Sollen wir in der Sünde verharren, damit die Gnade um so reicher werde? und 2. Laßt uns sündigen; wir sind ja nicht mehr dem Gesetz verpflichtet, sondern stehen unter der Gnade! 6, 1. 15. Diesen beiden Ausschreitungen der Prädestinationsstimmung hat Paulus ein schroffes Nein entgegengesetzt: „Nicht soll die Sünde herrschen in eurem Leibe!“ Und er hat doch wieder zum Imperativ gegriffen, weil er nicht anders konnte:

Gebet euch Gott hin als solche, die aus dem Tode zum Leben gekommen sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit! Gebt eure Glieder hin als „Sklaven“ — nicht mehr des Lasters, sondern der Gerechtigkeit zur Heiligung! 6, 13. 19.

Den Widerspruch zwischen seinem Glauben und seinem sittlichen Wollen hat Paulus wohl gefühlt, in der Einheit seines Lebens aus Gott für Gott war er auch überwunden, aber theoretisch hat er ihn nicht zu überwinden vermocht.

Ein Gedanke war es wohl, der ihm die ganze Schwierigkeit des Problems verdeckte, der Gedanke, daß eigentlich alle Menschen als Sünder den Tod verdient hätten und daß es allein Gottes Liebe sei, die Einige rette. Die Prädestination zum Bösen bleibt also aus dem Spiele. Denn Paulus fährt nach dem letzten aus Röm. 9 zitierten Satze also fort:

Wenn aber nun Gott, obwohl er seinen Zorn zeigen und seine Macht kund thun will, doch die „Gefäße des Zornes“, die zum Untergang bestimmt sind, nicht zerschmetterte, weil er so sehr langmütig ist und den Reichtum seiner Herrlichkeit an den „Gefäßen des Erbarmens“ zeigen wollte. die er zur Herrlichkeit bestimmt hat?

Selbst die Verzögerung seines Gerichtes über die Bösen ist eine That der Liebe bei Gott. — Indessen auch damit ist das Problem nur verschleiert, nicht gelöst. Denn ein grundloses Erbarmen für die Einen ist und bleibt doch eine ebenso grundlose Unbarmherzigkeit gegen die Anderen. Denn bei einer bloßen Nicht-Barmherzigkeit, welche Gerechtigkeit wäre, kann man nun einmal hier nicht stehen bleiben.

Es ist auch nicht dieser philosophische Begriff, was schließlich im Herzen des Paulus die Einheit gebildet hat, sondern eine ganz andere Empfindung, die sich an einen dritten Einwand anschließen ließe, den man noch erheben könnte. Wo bleibt denn die Liebe zu allen Mitmenschen bei der Vorstellung, daß Gott sich der Einen erbarme, die Andern aber verstocke? Die Liebe, die Alles glaubt und Alles hofft, wie sie Paulus selbst uns so hinreißend geschildert hat? Der Prädestinationsgläubige kann gar nicht Alle lieben, sonst müßte er vor Trauer vergehen. Und er wäre besser als sein Gott, der solchen Schmerz und solche Liebe nicht empfände.

So lange man an Gestalten denkt wie Esau und Pharao, die abschreckenden Exempel eines heiligen Buches, wird diese Frage ja nicht brennend; aber sobald uns die Menschen vor die Seele treten, in deren Augen wir schauen, deren Hände wir drücken, mit denen wir arbeiten und kämpfen, tritt die Ungeheuerlichkeit der Prädestination hervor. Da konnte auch des Apostels Herz nicht mehr weiter folgen. Die Kapitel 10 und 11 des Römerbriefes sind des Zeugen. Paulus hält sein Volk für verloren, und doch: „Brüder, ihr Heil ist der Wunsch meines Herzens und mein Gebet zu Gott“ 10, 1. Sie sind auch gar nicht so verlorene und verdammte Menschen: „denn ich bezeuge ihnen, daß sie um Gott eifern, nur mit Unverstand.“ Und so kann er nicht glauben, daß Gott sein Volk verstoßen habe, 11, 1 ff. Zwar ist es jetzt nur ein Rest, der sich bekehrt hat, der Rest, von dem schon die alten Propheten kündeten, die Andern sind verstockt 11, 4—10; aber diese Verstockung hat einen großen Zweck: sie soll Raum und Zeit schaffen für die Heidenmission 11, 11 f. Die Heiden sollen auf den alten Stamm für die weggeschnittenen Zweige eingepfropft werden, die nicht gut waren 11, 12—24. Und endlich triumphiert das Herz des Apostels ganz: wenn die Heiden ins Reich Gottes eingegangen sind, wird sich auch das ganze Volk Israel bekehren und eingehen. Als ein „Geheimnis“ mit zitternder Freude in feierlichen Worten hat Paulus diese Sätze geschrieben, sich bewußt das Höchste zu sagen, das er sagen könne, eine göttliche Offenbarung, deren Licht ihm nach mancher schweren Stunde der Anfechtung durch dieses Problem geworden war. So hat er seinen Beruf als Heidenapostel schließlich am höchsten werten zu können gemeint, wenn er ihn im Lichte dieser Offenbarung auffaßte als einen Dienst, durch den er seine Volksgenossen „eifersüchtig“ machen könne, doch auch nach dem zu streben, was die Heiden so gerne annehmen 11, 14.

Das Licht dieses „enthüllten Geheimnisses“ erfüllt ihn mit Entzücken. Die harte Erfahrung seines Lebens und die

Liebe seines Herzens vereinigen sich in dieser kühnen, allzukühnen Hoffnung. Und jubelnd steigt sein Lobgesang empor:

O Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!
Wie unerforschlich sind seine Beschlüsse
und unaufspürbar seine Wege!

Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt,
wer ist sein Ratgeber gewesen?

Wer hat ihm zuerst gegeben,
daß ihm wiedervergolten werde?

Denn aus ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge;
ihm die Ehre in Ewigkeit. Amen.

Der weise Mann, dem die Welt keine Rätsel hat, die er nicht gelöst hätte, mag lächeln über solche Hoffnung und solche Hilflosigkeit im Lösen das großen Rätsels, das Gottes Wille und des Menschen Wille in ihrem Nebeneinander, das Abhängigkeits- und Freiheitsgefühl uns stellen; er mag lächeln, zumal eine Geschichte von achtzehnhundert Jahren den Apostel Paulus in seiner Hoffnung, die sich auf Rettung aller Menschen in **seiner** Generation bezog, glänzend widerlegt hat und die Welt auch heute noch nicht so aussieht, als sollte die Fülle der Heiden und dadurch das Judenvolk zum „Himmelreich“ eingehen. Aber Eins wird auch der lächelnde Weise erfahren, daß er, wie er auch das große Rätsel menschlichen Daseins entscheide, immer wieder auf Thatsachen trifft, die er nur mit Gewalt für eine einseitige Theorie zurecht biegen kann, sei er ein Prädestinatianer oder nicht, Determinist oder Vertreter der Willensfreiheit.

Paulus hat mit aller Sicherheit seinen Gott als die unwiderstehliche Macht geglaubt, in deren Hand sein und aller Menschen Leben sei wie der Thon in der Hand des Töpfers, und er hat es doch gewagt, an alle Menschen die Forderung zu stellen, sich bekehren zu lassen, und er hat an seine Bekehrten unablässig die Mahnung gerichtet, ein sittliches Leben zu führen. Sein ganzes Leben als Missionar ist ein einziger großer Widerspruch. Gelöst war dieser Widerspruch nur in der Gewißheit, daß der Gott, dessen starken Arm er erlebt hatte, ein „Vater des Erbarmens und Gott alles Trostes“ sei 2. Kor. 1, 3, daß „der Gott und Vater unsres Herrn Jesu Christi“ Röm. 15, 6; 2. Kor. 11, 31 auch „unser Vater“ sei, der Gnade und Heil gebe denen, die ihn bitten, wie Paulus es in allen seinen Briefeingängen thut, ein Gott, zu dem er Abba, Vater, rufen könne Röm. 8, 15; Gal. 4, 6, der seine Liebe bewiesen hat, indem er für Sünder seinen Sohn sterben ließ Röm. 8, 32; 5, 5. 8. Er ist der Gott der Liebe und des Friedens 2. Kor. 13, 11. Niemals aber wird diese Predigt von der Liebe Gottes bei Paulus weichlich und unwahrhaftig, denn hinter ihr steht das Erlebnis jenes gewaltigen Gottes, der den Menschen mit seiner starken Hand den Weg führt, den er will, und der den Menschen vor seinen Richterstuhl rufen wird, wo Alles, auch der geheimste Gedanke des Herzens, offenbar werden soll. Und **eine** Aufgabe giebt es für den, der Gottes väterlichen Ruf an sein Herz gehört hat: „**würdig zu wandeln** dieses Gottes, der ihn gerufen hat in sein Königreich und zu seiner Herrlichkeit“ 1. Thess. 2, 12.

Heinrich Weinel

Kirchenpolitische Fragen

4. Kirche und Stat

1

Deutlicher noch wird das Wesen der evangelischen Kirche und ihr Verhältnis zu der römisch-katholischen durch ihre Stellung zum State.*) Das Papsttum betrachtet die Kirche ausdrücklich als *πολιτεια*, als ein sichtbares Reich mit einem sichtbaren Oberhaupte. Sie ist ihm die übernatürliche Heilsordnung, deren innere und äußere Organisation auf göttlichem Recht beruht. Nach Pilgram kann die Kirche als *βασιλεια* keine bloße Korporation im Staate sein. Sie verhält sich zum Staate wie sich die Seele zum Körper verhält, der von ihr gebildet und regiert wird. Weit entfernt also, daß man der Kirche Unterwerfung unter die weltliche Macht auflegen könnte, oder ihr befehlen dürfte in dem, was zur geistlichen Ordnung gehört, muß vielmehr der Staat oder die bürgerliche Gesellschaft sich der Kirche unterwerfen und von ihr regiert werden. So Perrone in seinem Kompendium der katholischen Dogmatik. Von den Neuesten aber sagt Ehrhard, daß das Staatskirchentum die innere Ordnung der kirchlichen und staatlichen Gewalt umkehre und die Träger der Religion des Geistes, der Wahrheit und der Liebe unter die Botmäßigkeit von Staatsorganen zwinge, denen sie auf kirchlich-religiösem Gebiet nicht zu gehorchen, sondern im Namen Gottes zu gebieten berufen sind. Was das heißt, weiß Jeder, der sich erinnert, daß Gregor VII. den Ursprung der Fürsten vom Teufel ableitete. Der Staat gehört nach römischer Ansicht zu dem ungöttlichen Sein. Er ist nur Polizeianstalt, nicht sittliches Gemeinwesen. Hat auch die auf solche Grundsätze sich stützende römische Praxis im Laufe der Zeit sich ändern müssen, so ist doch die Theorie dieselbe geblieben. Noch heute gilt, daß die Kirche von Rechts wegen die Fürsten absetzen und die Unterthanen ihres Treueids entbinden kann. Nur die Macht des Staates hindert sie daran.

Aus eben diesem Grunde, weil die römische Kirche ein Staat im Staate, oder vielmehr über dem Staate sein will, muß sie ihm immer wieder auf dem Gebiete der Politik feindlich begegnen, so friedlich sich ihre Diplomatie geberden mag. Sie mechanisiert die Religion und erleichtert hierdurch ihren Mitgliedern die Bewährung derselben wesentlich. Dadurch aber macht sie die Religiosität wieder zu einem allezeit wirksamen Mittel politischer Machtentfaltung. „So sehr ist die römisch-katholische Kirche mit dem Weltlichen selbst verwickelt, daß kaum eine Bewegung im Staate stattfinden kann, ohne daß zugleich die Kirche davon berührt würde. Daher auch ihre Agitation in Sachen der Politik wegen angeblicher Religionsgefahr.“ Läßt sich nun eine Staatsregierung herbei der römischen Kirche Konzessionen zu machen und Kompromisse mit ihr abzuschließen, so beweist sie damit nur ihre politische Unfähigkeit und ihre Unbekanntschaft mit dem wahren Wesen, der Tendenz und der verborgenen Macht des Papsttums. Von einer Rücksicht auf sogenannte „Parität“ der einzelnen Konfessionskirchen darf dabei schon deswegen nicht die Rede sein, weil die römische Kirche innerhalb des Staats der evangelischen überhaupt ungleich ist und daher eine vermeintlich gleichmäßige Behandlung nur leerer Schein ist. Die oft gerühmte Parität kann sich nur auf die religiösen Angelegenheiten der einzelnen Kirchen beziehen. Diese sind aber in der römischen Kirche stets mit Politik verquickt. Da heißt es wachsam sein:

Der Staat hat jede Anmutung einer Kirchengemeinschaft zurückzuweisen, welche dahin geht, ihren besondern Ansichten und Interessen durch Beihilfe seiner Machtwirkung über ihr eigenes Gebiet hinaus Eingang und Geltung zu verschaffen, also den Staat wesentlich in Dienst der Konfession zu bringen.

Diese Bemerkung Hundeshagens ist gewiß richtig. Wenn aber ein Staat der römischen Kirche gegenüber sich fortgesetzt nachgiebig zeigt, so nährt er den eignen Feind in seinem Hause und gefährdet unter allen Umständen den konfessionellen Frieden. Die Wiederzulassung des Jesuitenordens im deutschen Reiche könnte ein instruktives Beispiel hierfür liefern, wobei der Staat zu spät seinen Fehler erkennen würde. Das römische Papsttum wird nicht eher zufrieden gestellt, bis es über Alle herrscht. Das sollte endlich jede Staatsregierung gelernt haben.

Die evangelische Kirche darf dergleichen politischen Experimenten verhältnismäßig ruhig zuschauen. Sie hat Nichts mit Diplomatie zu schaffen. Ein evangelisches Zentrum wäre das größte Unglück für sie und würde den Protestantismus an der Wurzel schädigen. Je mehr die ultramontane Partei in einem Reiche die Oberhand gewinnt, desto schlimmer nur für dieses

*) W. **Köhler** (Die Entstehung des Problems Staat und Kirche. Tübingen 1903) findet dieses Problem schon bei Paulus. Das erscheint aber gewagt. Für den Apostel bestand nur die Frage: **Christentum und heidnische Obrigkeit.** Der Gedanke „Kirche“ im Sinne des Problems war noch so wenig vorhanden wie der eines „christlichen Staats“.

Reich. Will sich ein evangelischer Fürst zum lichtempfangenden Trabanten der römischen Sonne machen, wer kanns hindern?

Recht beherzigenswert ist in Beziehung auf Politik und Kirche eine jüngst erschienene Broschüre Koldes*), in der dieser darauf hinweist, daß der Aufschwung des Katholizismus als politischer Macht in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend gewesen ist. Keiner der preußischen Staatsmänner, auch Bismarck nicht, hat sich der Kurie gewachsen gezeigt. Insofern hat Ehrhard Recht, daß eine erstaunliche Unkenntnis des römischen Katholizismus bei den Protestanten zu finden ist, bedauerlicherweise gerade dort, wo man das Gegenteil voraussetzen möchte, in den regierenden Kreisen. Wo der preußische Adler weht, da entfaltet auch die katholische Kirche froh und frei ihre Schwingen. Dieses Wort, das Bischof Martin von Paderborn im Jahre 1866 schrieb, hat noch immer seine Berechtigung. Es wäre gut, wenn die deutschen Diplomaten einmal einen Kursus in der päpstlichen Schule absolvieren möchten. Liebäugeln aber die Regierungen mit Rom, so wird die evangelische Kirche daraus nur einen desto stärkeren Antrieb entnehmen, sich vom Staate frei zu machen und desto sorgsamer ihre geistigen Güter zu pflegen. Die Stunde der Gefahr wird das protestantische Bewußtsein wecken. Geistige Waffen sind, wie die Geschichte lehrt, immer siegreich gewesen gegen massive Gewalt oder trügerische List.

2

Wenn nun so die evangelische Kirche nach Unabhängigkeit verlangt, so stellt sie diese Forderung nicht, um über den Staat zu herrschen, sondern um ihm als freie, auf sich selbst gestellte Gemeinschaft desto wirksamer zu dienen. Ihre Aufgabe in der Gegenwart ist, ihre Verfassung ihrem Prinzipe gemäß auszubauen. Je besser ihr das gelingt, desto weniger läuft sie Gefahr in politische Händel verflochten zu werden. Nichts ist bedenklicher für sie als Byzantinismus. Schon im Jahre 1534 erklingt die Klage Sebastian Francks:

> Sonst im Papsttum ist man viel freier gewesen die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen, jetzt muß alles gehofiert sein, oder es ist aufrührerisch. Gott erbarms.

Unwillkürlich wird man hierdurch an die Ergebenheitstelegramme erinnert, die gerade von evangelischen Versammlungen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an gekrönte Häupter gerichtet werden, sicher oft genug nicht zu deren eigner besonderen Freude. Das müßte bald einmal in Wegfall gebracht werden. Achtung vor der Obrigkeit versteht sich für Protestanten von selbst. Nach dieser Richtung immer wiederholte Höflichkeitsversicherungen werden schließlich langweilig und können nur falschen Schein hervorrufen.

Die engere Verbindung mit dem Staate bringt die evangelische Kirche auch in zu nahe Berührung mit den politischen Parteien und entfremdet sie den einzelnen Schichten des Volks. Nur eine staatsfreie Kirche kann das Vertrauen von Hoch und Niedrig besitzen. Trotzdem soll die evangelische Kirche Landeskirche bleiben, aber in keinem andern Sinne als es auch die römische Kirche ist. Der Summepiskopat des Fürsten ist ein Anachronismus, ein Widerspruch in sich selbst. Ein religiöser Organismus mit einer staatsregimentlichen Spitze! Das kann nur zu äußerlichem Zwange in geistlichen Angelegenheiten verleiten, wofür die Geschichte genug Beispiele aufweist, oder zu einem theologischen Dilettantismus an einer Stelle, wo er am wenigsten angebracht ist. Eine evangelische Kirche mit landesherrlichem Summepiskopat ist sozusagen ein umgekehrter Katholizismus: staatliches Kirchenregiment als Widerspiel zu dem kirchlichen Staatsregiment der Römischen.

Die evangelische Kirche organisiert sich von der Gemeinde aus. Die Gemeinden sind, physiologisch ausgedrückt, die Grundgewebe, aus denen sich die Massenzusammenhänge der einzelnen Landeskirchen zusammensetzen. Das Gemeindeprinzip ist unumstößlicher Verfassungsgrundsatz des Protestantismus. Ob reformatorischer Herkunft, was von Manchem bestritten wird, oder nicht, ist gleichgiltig. Er ist urchristlich und als solcher durch die Entwicklungsgeschichte des Christentums bestätigt. Außerdem hat er für die deutsche evangelische Kirche noch ein anderes Fundament, von dem weiter unten zu reden sein wird. Entsteht aber der religiöse Organismus der evangelischen Kirche aus den einzelnen kleineren religiösen Organismen der Einzelgemeinden, so kann er nicht in ein staatliches Regiment auslaufen. Die kirchlichen Behörden sollen nicht von der Staatsregierung oder dem Landesherrn ernannt werden, sondern durch die Gemeinden, bezw. als deren Vertreter durch die Synoden bis hinauf zu den Konsistorien, die das oberste evangelische Kirchenregiment bilden. In ihnen haben neben Theologen auch Juristen mit gutem Rechte Sitz und Stimme, aber ebenso durch die Organe der Kirche, nicht des Staats, ernannt wie die Theologen, in derselben Weise wie Rechtskundige in die Kirchenvorstände oder Kirchengemeinderäte gewählt werden. Hierdurch wird der nicht zu unterschätzende Vorteil erreicht, daß die Juristen bei der Wahl ausschließlich nach ihrem religiösen oder kirchlichen Interesse beurteilt werden und eine bureaukratische Auffassung der behördlichen Thätigkeit verhindert ist.

Die Kirche steht zu dem Staate überhaupt nicht durch das Recht in Beziehung, sondern durch die Ethik. Wie die Kirche Religion in der Erscheinung ist, so ist der Staat Moral in der Erscheinung als Legalität. Er ist nach evangelischen Begriffen nicht bloß Welt, sondern hat die Moral als göttlichen Inhalt. Er ist vermöge derselben ein christlicher Staat, ein Teil des Gottesreichs, so weit dieses auf Erden von Menschen verwirklicht werden kann und gehört so gut zur Christenheit wie die Kirche. In Gottes Namen führt er sein Regiment. Der Staat ist nicht allein Rechtsinstitut, sondern zugleich Erziehungsanstalt. Die Legalität, erzwungen durchs Gesetz, soll zur Moralität führen. Der Zwang erfolgt hier um der Ethik willen. Die Behauptung Sohms, daß das Wesen des Rechts dem Wesen der Kirche kontradiktorisch entgegen steht, wäre nur dann zutreffend, wenn die Kirche das Recht zu ihrem Fundamente machen wollte, wie es allerdings in der römisch-katholischen Kirche geschieht vermöge des von ihr behaupteten göttlichen Rechts ihrer Verfassung, wodurch sie eben zur Politeia wird. Das Fundament der evangelischen Kirche kann kein anderes sein als die Religion. Um diese zu verwirklichen bedarf sie der Organisation und für diese wieder gewisser gesetzlicher Normen. Auf ihnen beruht ihre Verfassung und mit dieser das Recht des geistlichen Amts. Weshalb aber um der Freiheit dieses Amts willen das Recht der Geistlichen an Amt und Pfründe aufgehoben werden müßte, ist nicht einzusehen. Einesteils beruht das geistliche Amt in erster Linie nicht auf dem Rechte, sondern auf ethisch-religiösen Forderungen, und die Frage der Lehrfreiheit ist nicht eine rechtliche, sondern eine ethische.*) Andernteils muß es als irrig bezeichnet werden, das Recht als eine äußerliche Sache der Religion als einer rein geistigen gegenüber zu stellen. Sohm entleert hier das Recht seines idealen (moralischen) Inhalts. Beide, Recht und Religion, entstammen derselben Wurzel, dem Einheitstriebe der menschlichen Vernunft, sind also eng mit einander verwandt. Wesen des Rechts und Erscheinung des Rechts sind genau so zu unterscheiden wie Wesen der Religion und Erscheinung der Religion. Sie haben beide zwei verschiedene Seiten an sich: das Recht als Grundlage die reine Moral (unsichtbar) und die Legalität, Moral in der Erscheinung (sichtbar), die Religion als Grundlage die reine Religion, moralischer Glaube (unsichtbar) und die Religion als Erscheinung, Kirche (sichtbar). Deshalb können sie nicht in unversöhnlichem Gegensatze zu einander stehen.

Die Kirche als Landeskirche aber ist, wie Kahl**) sich ausdrückt, „qualifizierte Korporation“, eine besondere Gemeinschaft innerhalb des Staats. Sie wird zur Landeskirche nicht durch den landesherrlichen Summepiskopat, sondern allein dadurch, daß sie innerhalb der Landesgrenzen eines bestimmten Staats

*) Kolde, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert. Leipzig, Deichert 1903. 59 S. 1 Mk.

*) Rade, Reine Lehre, eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts. Hefte zur Christlichen Welt, Nr. 43.

**) Kahl, Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik. Tübingen, Mohr, 1894.

existiert und dessen Rechtsschutz genießt, so weit sie ihn braucht oder brauchen will. Ihr rechtliches Verhältnis zu ihm ist kein anderes, als das jeder Privatgesellschaft. Nur wird sie von dem Staate zu dessen eigenem Vorteile mit besondern Privilegien bedacht. Während jedoch der Staat von seinen Bürgern Legalität erzwingt, herrscht in der Kirche Freiheit. Das ist ihr Unterschied vom politischen Gemeinwesen. Weder Religiosität noch Kirchlichkeit sind überhaupt erzwingbar. Die Kirche schließt nur diejenigen von sich aus, die sich bereits selbst ihrer Gemeinschaft entzogen haben.

So darf das Wort Schleiermachers*) gelten: „Wenn die Kirche sich in das bürgerliche Regiment mischen will, wird die Aufmerksamkeit des Kirchenregiments von seinem Gegenstande abgelenkt, das Prinzip wird verfälscht, wie ein großer Teil der Korruptionen im Katholizismus daraus entstanden ist. Wenn die Kirche sich dem Staate hingiebt, sich von ihm regieren läßt, befährdet sie ihre freien Lebensregungen unmittelbar, und es entsteht daraus eine immer größere Verringerung des kirchlichen Lebens. Jede dieser Tendenzen ist aber auch dadurch schädlich, daß sie die entgegengesetzten hervorruft." Er bezeichnet die gänzliche Unabhängigkeit der Kirche vom Staat als das am meisten wünschenswerte Verhältnis beider. — „Die Reformation", sagt Harnack**), „indem sie sich rasch zur festen Landeskirche formierte, war nahe daran sich selbst ihre weitere Entwicklung für immer abzuschneiden." Diese Landes- oder Staatskirchen haben Verkümmerungen herbeigeführt. „Sie haben das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Aktivität der evangelischen Gemeinden geschwächt und dazu den nicht unbegründeten Argwohn geweckt, daß die Kirche eine Anstalt des Staats sei und sich nach ihm zu richten habe." Deshalb muß auf dem Wege, der zur Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staate führt, wenn auch nur allmählich, vorwärts geschritten werden. Dann erst können Kirche und Staat sich gegenseitig wirksam dienen, wenn sie in dem Verhältnis der Freiheit zu einander stehen, und gemeinsam das Reich Gottes bauen. Vor allem aber, je freier die evangelische Kirche ist, desto weniger Schaden wird ihr durch die Politik des Staates zugefügt und desto kräftiger kann sie ihrem Prinzipe gemäß sich entfalten.

Katzer

Unsere Stellung zur Sozialdemokratie

Im „Reichsboten" klagte kürzlich ein Pfarrer, daß am 16. Juni Leute sozialdemokratisch gewählt hätten, denen man es nicht zugetraut hätte: rechtschaffene brave Familienväter, fleißige Kirchengänger, Leute, die ihrem Pfarrer treu und bieder die Hand drückten — eine Folge der „zersetzenden Agitation" — trotz ihrer bürgerlichen Rechtschaffenheit und trotz ihrer anerkannten Kirchlichkeit verlorene Schafe, die in die Irre gingen, vielleicht mehr zu bemitleiden als zu verurteilen.

Selbst ein Blatt wie die „Kirche", der man einen etwas freieren Blick hätte zutrauen können, schreibt: „Wir hoffen, daß auch diejenigen Sozialdemokraten, die aus der evangelischen Kirche hervorgegangen sind, später einmal sich nicht mehr schämen, an diese ihre einstige (!!) Heimat sich zu erinnern (!) und in Gedanken, Worten und Werken ihr wieder näher zu kommen."

So oder ähnlich jammerts durch die große Mehrzahl der evangelisch-kirchlichen Blätter — eine klägliche Musik. Die ganze Ohnmacht und Unhaltbarkeit dieses Standpunktes wird einem aber erst so recht fühlbar, wenn man sich vor Augen hält, mit welcher immerhin erfrischenden Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit und auch mit welchem Erfolge die katholische Kirche ihre Schäflein vor der „sozialdemokratischen Gefahr" zu bewahren verstanden hat.

Wollen wir uns und unser evangelisches Christentum denn mit dieser Halbheit und Lauheit, mit diesem „ich möchte wohl, aber ich kann nicht" absolut dem Fluche der Lächerlichkeit ausliefern? Gerade der gegenwärtige Zeitpunkt fordert Klarheit und Entschiedenheit: entweder — oder!

Entweder wir müssen auch vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus die Sozialdemokratie als eine Ausgeburt der Finsternis bekämpfen, dann aber ordentlich, ohne Zittern und Zagen, nicht so dilettantenhaft, sondern resolut wie ein römischer Kaplan; ist sie das Gift, das unsern Volkskörper vergiftet, sieht man in der Abgabe sozialdemokratischer Stimmzettel einen Abfall vom evangelischen Christentum, dann drauf zum heiligen Krieg, denn dann hat die letzte Stunde geschlagen!

Oder aber wir müssen uns klar und entschlossen mit der Thatsache abfinden, daß die große Mehrheit unserer Gemeinden politisch sozialdemokratisch denkt oder wenigstens wählt, daß die deutsche Arbeiterbewegung nun einmal unter Bebels, Bernsteins und Vollmars Fahne von Sieg zu Sieg schreitet. Dann mag man politisch stehen wie man will, man mag sich freuen über die Fortschritte der Arbeiterbewegung — und die Sozialdemokratie ist nun eben doch die Arbeiterbewegung, die Trägerin der Emanzipation des vierten Standes und somit eines geschichtlich notwendigen Gedankens —, man mag mit ihr hoffen auf die Hebung mancher materiellen, geistigen und sittlichen Nöte — und das ist und bleibt nun doch einmal ihre eigentliche Triebfeder, das Konstante bei allen Mauserungsprozessen im politischen Denken und in politischer Taktik —, oder man mag das Getöse und Geschrei, ohne das nach allen Erfahrungen der Geschichte eine solche Emanzipation nicht vor sich geht, für noch zu laut und unharmonisch halten oder überhaupt in seinem politischen Denken antisozialistisch gestimmt sein: gleichviel, als Träger des Evangeliums müssen wir uns dann entschlossen, ohne Wenn und Aber, mit der Thatsache der aufsteigenden Arbeiterbewegung abfinden, wie wir uns mit Kopernikus und Darwin, mit Friedrich dem Großen und Bismarck abgefunden haben, nach Pauli Wort: „ich bin frei in allen Dingen und habe mich eines Jeden Knecht gemacht" — lies Luthers Buch von der Freiheit eines Christenmenschen.

Ich wüßte wenigstens nicht, welcher Weg außer diesen beiden für tapfere Männer noch übrig bliebe.

Den ersten Weg zu beschreiten — das sollte man doch endlich einsehen und sich eingestehen — ist eine pure Unmöglichkeit. Nicht etwa weil es der evangelischen Kirche an der nötigen Bewegungsfreiheit fehlte, nicht etwa weil Kirchenbehörden Steine in den Weg geworfen hätten, sondern einfach deswegen, weil wir seit bald vier Jahrhunderten protestantischen Geist in uns aufgesogen haben, weil wir das ἱεραρχεῖν*) verlernt haben, weil es für uns und unser evangelisches Volk eine geschichtliche Unmöglichkeit ist, äußerlich oder innerlich ins römische Lager zurückzukehren. Wir sind nun einmal keine Priesterkirche mehr, und aller Klerikalismus ist bei uns — Gott sei Dank — zu dilettantenhafter Stümperei verurteilt.

Bleibt uns also, wenn wir nicht in der Halbheit und im kläglichen Gewimmer stecken bleiben wollen, nur der andere Weg. Und den zu gehen gebietet uns noch eine andere Erwägung.

Man sagt uns, wir hätten im Kampf gegen die Sozialdemokratie Bankerott gemacht. Gott sei Lob und Dank! Wie befreiend diese Bankerotterklärung wirkt! Man atmet ordentlich auf! Habt ihrs nun gesehen? Wir sind keine „Werkzeuge der herrschenden Klassen", wenigstens als solche absolut unbrauchbar. Die Last wären wir los! Wenn wir uns in diesen Zeitläuften über Etwas freuen dürfen, dann ist es dies, daß die evangelische Kirche, oder die evangelisch-kirchlichen Kreise, sich absolut unfähig erwiesen haben, die „sozialdemokratische Gefahr" zu bannen. Denn das heißt, daß die Gefahr in die Hierarchie zurückzusinken — trotz Allem — keine wirkliche Gefahr mehr für uns ist. Das heißt, daß wir der Gefahr, unser Herz an die Dinge dieser Welt zu hängen oder das Reich Gottes an die „kapitalistische Gesellschaftsordnung" oder irgend welche andere politische Ordnung oder Unordnung zu

*) Schleiermacher, Darstellung vom Kirchenregiment. Berlin 1881. S. 150.

**) Harnack, Wesen des Christentums. S. 182, 179 f.

*) Hierarchein, das priesterliche Herrschen. D H

verkaufen, glücklich entronnen sind. Damit haben wir den Beweis geliefert, daß wir keine reine Institution des „bürgerlichen Klassenstaates“ sind. Damit ist der Weg gebahnt, daß wir unseren sozialdemokratischen Brüdern in der Kirche wieder ehrlich die Hand drücken können, daß wir, wie wir an einer Sonne und an einem Frühling uns erfreuen, so auch wieder unsere Seelen an dem einen Feuer erwärmen können, „das in Glaube und Liebe und Hoffnung brennend, um die ganze Kugel sprüht.“ Ich rufe alle guten Geister, von Luther bis Kant, von Carlyle bis Harnack und Frenssen zu Zeugen auf: Gott läßt nicht nur seine natürliche Sonne scheinen über die Bösen und über die Guten, Kapitalisten und Proletarier, Kreter und Araber, sondern er läßt auch seine Geistessonne, sein Evangelium leuchten über Monarchisten und Demokraten, Sozialisten und Individualisten. Mit anderen Worten, das Evangelium verhält sich — das wird theoretisch Jeder unter uns zugeben, so wenig die Meisten auch diese elementare Erkenntnis in die Praxis umzudenken und umzusetzen imstande sind — zu den politischen und ökonomischen Gegensätzen neutral, so wie die Natur, so wie die freie Kunst und Wissenschaft: „frei in allen Dingen“ und „Jedermann unterthan“; d. h. wir verkaufen das Reich Gottes nicht an irgend welche „Ordnung“ oder irgend welchen „Umsturz“, sondern dienen Jedermann mit der Geistesgabe, die wir empfangen haben, als Hüter des heiligen Feuers und Schaffner des Evangeliums voll Licht, Liebe und Leben.

Dann mag Jeder getrost seine politische Sondermeinung behalten und wählen, wen er wählen will — in Gottes Garten wachsen Bäume von mancherlei Art; wenn sie nur gut und kraftvoll sind „in ihrer Art“ —: Krieg, unerbittlichen Krieg erklären wir nur dem, der mit unserm Feuer seinen Ofen allein heizen will und den Bruder vom Altare zurückstößt. Auf diesen Krieg müssen wir uns gefaßt machen und es wird m. E. in erster Linie Aufgabe der Christlichen Welt, die von jeher eine unanfechtbare Stellung zum Sozialismus eingenommen hat, sein, diesen Kampf groß und tapfer durchzufechten. Mag man uns weiter als „christliche Helfershelfer der Sozialdemokratie“ denunzieren — das werden wir mit Gleichmut tragen können und müssen. Mag die ganze Reaktion sich noch mehr wie bisher, soweit sie „geistliche“ Hilfe gebraucht, an Rom anklammern — das wird Rom vielleicht äußerlich, uns jedenfalls innerlich förderlich und dienlich sein. Um so leichter werden wir uns auf dem gezeichneten Boden mit den Sozialisten zusammenfinden und einigen können. Der Sozialismus braucht uns, so wie er die freie Wissenschaft und Kunst braucht. Und so wie er durch seine praktische Mitarbeit an Volkshochschulkursen, Bücherhallen usw. seinen Frieden mit der früher als „bürgerlich“ verpönten Kunst und Wissenschaft de facto geschlossen hat, so wird er auch mit uns — ich betone: soweit er das nicht bereits gethan hat — seinen Frieden schließen. Er wird dies um so dringlicher und um so eher müssen, je größer die Zahl seiner Anhänger wird. In so fern kann uns die Klarheit, die der 16. Juni 1903 gebracht hat, nur erwünscht sein. Denn das steht jedenfalls fest: mit dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmzettel ist die Unkirchlichkeit oder gar die antichristliche Gesinnung nicht gewachsen. Die Welle ist abgeflaut. Wer die sozialdemokratische Presse aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß man sich hier — von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen — je länger je mehr um eine Neutralität in religiösen Dingen ehrlich bemüht. Soweit hier noch gekämpft wird, handelt es sich fast ausschließlich um einen Kampf gegen Klerikalismus und Dogmatismus, einen Kampf, den wir mitkämpfen müssen. Man kann getrost behaupten, daß nicht nur die antireligiöse, sondern auch die antikirchliche Strömung innerhalb der Sozialdemokratie ebenso Fiasko gemacht hat wie die antisozialistische Bewegung in den ausgeprägt evangelischen Kreisen. Und das ist gut so. Die Fortschritte und Rückständigkeiten auf beiden Seiten halten sich so ziemlich das Gleichgewicht. Auf beiden Seiten herrscht noch manches Vorurteil und eine gewisse, aus der geschichtlichen Entwicklung verständliche Scheu, aber auf beiden Seiten mehren sich auch die Anzeichen, daß man die Situation klar erkennt und aus dieser Erkenntnis entschlossen die Konsequenzen zu ziehen gewillt ist. Pfannkuche

---

Die waffenlose Macht

Langsam sinkt er in den Tod hinein, ein Mann von fast unverzehrbarer Lebenskraft. Der Papst stirbt; das Papsttum selbst aber ist eine absolut sichere Einrichtung geworden, sicherer als das Amt des Kalifen in Konstantinopel, sicherer als der Königstron an der Tiber, sicherer als das Kaisertum in Deutschland. Das Papsttum gründet sich wie jede menschliche Herrschaft auf Glauben und Leistung, es ist aber bei ihm offenbarer als bei anderen Herrschaften, daß seine Grundlage im Glauben liegt. Bei anderen Herrschaften wird das Wesen des zu aller Herrschaft nötigen Glaubens durch die Macht- und Strafmittel verdeckt, die den Glauben ausbreiten sollen. Daß nämlich auch diese Machtmittel, die Heere, Beamtenschaften und Rechte, nicht aufrecht erhalten werden können, ohne daß ein Kern von Menschen da ist, der an die Notwendigkeit, Nützlichkeit oder Heiligkeit der von ihnen gestützten Macht glaubt, wird gewöhnlich nicht beachtet. Ein Herrscher, an dessen Recht, Größe und Aufgabe Niemand glaubt, wird eben durch diesen Mangel an Glauben zum bloßen Privatmann oder zum Schützling einer anderen geglaubten Macht. — Das Papsttum aber hat den eigentümlichen Vorzug, das Wesen der Macht rein destilliert zu zeigen, da es waffenlose Macht geworden ist. Klingt das nicht wie etwas Unmögliches: Waffenlose Macht? Es klingt so unmöglich, daß selbst die Katholiken sich in die Waffenlosigkeit ihres heiligen Vaters nur schwer finden können und von den schönen Zeiten träumen, wo er noch Soldaten, Kanonen und Landesgrenzen hatte. Noch fordert man auf Katholikentagen den Kirchenstaat, so wie die Erben des Welfenkönigs Hannover fordern; aber in der Forderung ist kein rechtes Feuer mehr, denn man sieht, daß es auch ohne die Landesherrschaft geht, sogar besser geht. Die waffenlose Macht ist nicht zu verwechseln mit dem, was man gelegentlich eine „geistige Macht“ nennt, denn unter geistigen Mächten versteht man periodisch auftretende Einzelgedanken wie etwa das Nationalitätsprinzip, das demokratisch-parlamentarische Prinzip oder die Idee des reinen Individualismus. Solche Ideen haben keine eigene Organisation, sondern setzen sich in vorhandene Organisationen zerstörend oder weiterbauend hinein. Der Katholizismus aber ist nicht eine einzelne Idee oder etwas Aehnliches. Er ist ein geistiger Gesamtzustand, voll von tausend Vorstellungen, Lehren, Vorschriften, Gewohnheiten. Der Katholizismus ist das noch nicht zerschmolzene Mittelalter. Angesichts des Papstwechsels und seiner Bedeutung für die Kulturmenschen merken wir, wie wenig weit wir vom Mittelalter hinweg sind. Jetzt wird telegraphiert und operiert, aber noch jetzt ist Rom lebendig.

Man denke an Luther, diese „Pest des Papstes“. Wo redet heute der Protestantismus mit Lutherischer Selbstsicherheit vom Papst? Ich meine nicht: Wo braucht er Luthers derbe Worte? Das verbieten der Staatsanwalt und die „Toleranz“. Ich meine: Wo ist die Sicherheit, mit dem Mittelalter aufräumen zu können? Ueberall wird ängstlich protestantisches Bewußtsein geweckt. Gerade die Weckrufe der stärksten Romgegner beweisen, wie groß die waffenlose Macht ist. Während nichtkatholische Völker die Herrschaft der Erdkugel antreten, haben sie Angst vor dem, was in Rom gemacht wird. Auch Kaiser Wilhelm II. war in Rom und stellte seine Söhne dem Greise vor, in dem sich der Katholizismus konzentriert. Man kann aber nicht sagen, daß er sie dem Einzelwesen Leo XIII. vorgestellt hat, er zeigte sie dem Haupt der waffenlosen Macht. Bei dieser Macht haben die Staaten Gesandten, und mit dieser Macht wird verhandelt, wenn der deutsche Flottenplan beschleunigt werden soll.

Eins kann man in Rom: Menschen dirigieren! Es ist ein Mysterium, wie es die wenigen geistigen Kapazitäten des heiligen Stuhles fertig bringen, so ungeheure Organisationen ohne größere Reibungen zu leiten. Natürlich sind Reibungen

vorhanden, was aber wunderbar ist, ist nicht, daß sie da sind, sondern daß sie nicht unendlich viel größer sind. Man versteht es in Rom, den Leuten soviel Freiheit zu lassen als nötig ist, sie zu beherrschen. Ohne diese geradezu unerhörte Erbweisheit der Menschenbehandlung müßte es alle halben Jahrzehnte einmal innerhalb des Katholizismus lichterloh brennen. Das ist die Leistung, die der päpstliche Stuhl als Gegengabe für den die Herrschaft herstellenden Glauben den Katholiken aller Erdteile bietet. Die Gläubigen fordern das Bewußtsein, zur großen völkerumspannenden Einheit zu gehören. Um dieses Bewußtseins willen opfern sie Vieles an persönlicher und nationaler Kultur, mehr als die Meisten von ihnen auch nur ahnen können. Ich hörte vor einigen Monaten in Berlin eine Predigt zum Jubiläum Leos XIII. Das war eine Triumphrede, deren tiefster Klang war: Alle Nationen beten für ihn! Der Repräsentant der Glaubenseinheit wird von Gebet und Inbrunst umzogen, und was die Menge von ihm weiß, ist nicht das, was an ihm persönlich und sterblich ist. Was wissen die polnischen Bergarbeiter von der Filigranarbeit des sterbenden Papstes, dessen Bild sie küssen?

Aehnlich wie Harro Magnussen den alten König Friedrich II. in Potsdam dargestellt hat, ein Herrscher mit fast körperlosem Geist, hat Leo XIII. über dem Katholizismus gewaltet. Sein Bild ist bekannt genug. Das ist nicht der massive Katholizismus, den Pius IX. darstellte, das ist der Katholizismus, der die formale Bildung der Neuzeit verwendet, um die Neuzeit selbst zu leugnen. Die Regierung Leos XIII. ist eine Friedensregierung gewesen, soweit es sich um Form und Methode handelt. Es kann aber sein, daß uns die massiveren Päpste nützlicher sind als die feinen.

Die deutschen Katholiken haben alle Ursache, von ihrem Standpunkt aus mit der abgelaufenen Periode zufrieden zu sein. Ihr Inhalt hieß: vom Kulturkampf bis zur Herrschaft! Mit leiser, erfolgreicher Zähigkeit haben Leo und sein Staatssekretär die Umwandlung der Oppositionspartei in die Regierungspartei befördert. Jetzt ist Zentrum Trumpf. Die waffenlose Macht ist bei uns zur Mitregentin der waffentragenden Macht geworden. Vom Nachfolger Leos XIII. wird es mit abhängen, wie lange wir diese Mitregierung tragen müssen, von ihm und von — den Sozialdemokraten, deren nationale Entwicklung vollzogen sein muß, ehe das Zentrum überwunden werden kann.

Naumann

Nietzsche in neuer Beleuchtung

Nietzsche und Erwin Rohde

Im Laufe des vorigen Sommers ist die Lebensbeschreibung des Heidelberger Philologen Erwin Rohde von Otto Crusius*) erschienen, und kurz vorher der zweite Band von Friedrich Nietzsches gesammelten Briefen herausgekommen, der auf 584 Seiten seinen Briefwechsel mit Erwin Rohde behandelt.**) Aus diesen beiden Veröffentlichungen entnehme ich den Anlaß, zu dem vielbesprochenen Tagesthema „Nietzsche und die Nietzschesche Philosophie“ Einiges, was zur besseren Beleuchtung und schärferen Charakterisierung dient, in Kürze beizubringen. Gehört es doch zu den immer wiederkehrenden Erfahrungen, daß Briefe in besonderer Weise geeignet sind, Gedankenquellen zu erschließen, das Werden und Wachsen der Menschen und ihrer Begriffe zu veranschaulichen, den sachlichen Ertrag eines Lebens persönlich zu erläutern. In unserem Fall kommt noch hinzu, daß Nietzsche und Rohde, wie wir sehen werden, von Jugend auf verbunden waren, in seltenster Gemeinschaft des Geistes und Herzens gelebt haben, und dann doch je länger desto entschlossener verschiedene Wege gegangen sind. Rohdes allmählicher Widerspruch gegen Nietzsche und die Begründung dieses Widerspruches wird Manches auch bei Nietzsche verdeutlichen können. Zugleich stellt sich der Gegenstand als ein Ausschnitt aus der Zeitgeschichte des letzten Menschenalters dar.

Rohdes Name hat in der philologischen Welt und über ihre Fachkreise hinaus einen bedeutenden Klang. Zwei Bücher hochgelehrten Inhalts und doch zugleich von allgemeiner Bedeutung haben ihm diesen Namen gemacht, das eine „Der griechische Roman“, das andere „Psyche“ mit dem Untertitel „Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen.“ Namentlich dieses zweite Werk mit seinem umfassenden Ueberblick über die Vorstellung von der Seele von den Tagen Homers bis in die spätgriechische Zeit einschließlich der gesamten philosophischen Lehren, ist eine ausgezeichnete Fundgrube für jeden Freund des Altertums. War Rohde dadurch an und für sich in die erste Reihe der Forscher gerückt, so gewann nach seinem frühen Tode das Lebensbild des Mannes eine erhöhte Bedeutung, auch für die weitere Oeffentlichkeit, eben durch seine Beziehung zu Nietzsche und, wie ich gleich bemerken darf, mit diesem zusammen zu Richard Wagner, dem er persönlich nahe stand. Motive verschiedenster Art flechten sich hier zusammen und lassen es als lohnend erscheinen, dem Gesamtbild einen Augenblick nachzugehen.

Nietzsche und Rohde fanden sich über dem Studium der Philologie in Leipzig unter Friedrich Ritschl zusammen. Der erste Brief Rohdes an Nietzsche ist vom September 1867. Wüßte man auch nicht, wer Beide sind, so würde man immer ihre gegenseitige Beziehung, die zwanzig Jahre standgehalten hat, als ein wahrhaft erhabenes Seelengemälde, als den Triumph vorbildlichster Freundschaft und ihren Briefwechsel als das klassische Beispiel echt deutscher Treue im Geben und Nehmen rückhaltlos anerkennen und neidlos bewundern dürfen. Ich gestehe, weit und breit im Lande im Umkreis unserer gegenwärtigen Litteratur Nichts zu kennen, was diesem Austausch selbstverleugnender Freundschaft an die Seite zu stellen wäre. Wunderbar, fast rätselhaft, bei Nietzsche, dem Einsiedler, diesem unendlichen Reichtum des Herzens, dieser unbegrenzten Liebefähigkeit und Liebebedürftigkeit, diesem heißen Verlangen nach Gemeinschaft und nach Ergänzung zu begegnen. Es ist ja wahr, vor dreißig Jahren, als noch die Postkarte nicht erfunden war, haben wir mehr geschrieben als heute. Briefe waren noch, was sie längst nicht mehr sind, lebendige Brücken von Mensch zu Mensch. Man hatte auch das fröhliche Vertrauen, sich durch Herzausschütten nichts zu vergeben, wovor die heutige Welt als einem wahren Unheil zurückschrickt. Aber auch wenn man diese veränderten Zeitverhältnisse in Anschlag bringt, so bleibt das Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft und die Lebendigkeit des Ausdrucks und Austauschs fast einzig in ihrer Art. Dabei waltet Nichts von Gefühligkeit ob. Keiner der beiden Freunde hat auch nur eine Ader von Sentimentalität, von Hangen und Bangen an sich. Nietzsche war wohl in gesunden Tagen lebhaften Geistes, frisch und empfänglich. Aber wie spärlich waren diese Tage, wie früh rückt schon der Feind heran, dem er nachher erliegen sollte. Und auch seine Empfänglichkeit ist mehr von heroischer Art. Rohde aber hat sein Leben lang an einer tiefen Melancholie, an Zuständen völligster Schwermut gelitten. Eine rauhe, verschlossene, eckige Natur, gegen Fremde oft ganz unzugänglich und eher geeignet abzustoßen als anzuziehen. Beide Männer überaus arbeitsam, frühzeitig in verantwortlichen akademischen Stellungen, von ernsten Studien umringt, nach hohen und höchsten Zielen jagend. Da ist wahrlich kein Raum für Gefühlsseligkeit, da ist Alles Kraft und Kraftentfaltung, auch die stilistische Seite des Briefwechsels zeugt von sorgfältiger Wahl und möglichster Zurückhaltung. Und doch ein wahrer Strom der Empfindung im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, ein unmittelbares sich Suchen und Finden und bis auf den Grund des Wesens Verstehenkönnen — es fällt mir schwer, den vollen Eindruck dieses schlechthin außerordentlichen Freundschaftsverhältnisses genügend auszuprägen.

Nur zwei kurze briefliche Zeugnisse, zuerst von Nietzsche an Rohde:

> Ich vermisse dich ganz unglaublich; mache mir also das Labsal deiner Gegenwart und sorge dafür, daß sie nicht zu kurz ist. Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar Niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des

*) Tübingen, Mohr, 1902. VI u. 296 S. 6,60, geb. 9 Mk.

**) Berlin, Schuster u. Löffler, 1902. XXVIII u. 628 S. 10, geb. 11 oder 12 Mk.

Lebens sagen könnte . . . Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: ich bitte dich, wie ein Kranker bittet: „komm nach Basel."

Darauf antwortet Rohde:

Ach teurer Freund, der Stein des Lebens wälzt sich überall schwer . . . Als ich dir das letzte Mal schrieb, schrieb ich aus einer Empfindung seltener Ruhe und Betrachtsamkeit heraus: aber wie zart sind solche Zustände! wie bald beginnt das ewige Wollen und Ringen und Quälen der Gedanken aufs neue! . . . Ob nur die Andern glücklich sind? ich denke es oft, wenn ich sie so gleichmütig geschäftig sehe: und was fehlt mir, daß ich eine Leere und Schalheit in diesem Trank des Lebens empfinde, die fast schlimmer ist als herbe Bitterkeit? Ach Leiden, die man einzeln verzeichnen kann, sind viel erträglicher als dieser allgemeine Mißmut. Laß mich nur von Zeit zu Zeit erfahren, daß auch du in Treue meiner gedenkst, und mit meinen Schwächen und Klagen Geduld hast: du, glücklicher organisiert, kannst gar nicht wissen, wie wenige derartige Worte mir das Dasein erträglich und hell machen: ich bin sehr schwach und brauche zuweilen sichere Zeugnisse, um zu glauben, daß man mich lieben kann."

Lag hier offenbar eine ungewöhnliche Sympathie der Seelen vor, ein magnetischer Rapport der geheimsten Empfindungen, so war der Grundriß des gemeinsamen Gedankenbaues durch Schopenhauer gezeichnet. Nietzsche war hier als der ältere und lebhaftere von Beiden vor allem mitbestimmend. Plato und die Geschichte der antiken Philosophie gehörten zu den ersten Arbeitsgebieten, die er und mit ihm Rohde in Leipzig durchmessen haben. Gleichzeitig wagten sich die Freunde an die schwersten modernen Denker; bald debattierten sie über Kant und über Schillers philosophisch-ästhetische Schriften, die auf Rohde bestimmend gewirkt haben, bald über Fechner oder Friedrich Albert Lange. „Der Boden, so fährt Rohdes Biograph fort, war wohl vorbereitet, als ein verhängnisvoller Zufall Nietzsche die Hauptschrift Schopenhauers in die Hände spielte, die auf ihn, anders als andere wissenschaftliche Bücher, in ihrer den ganzen Menschen packenden Kraft und Fülle geradezu revoltierend gewirkt hat. Mit dem bedingungslosen Enthusiasmus seiner Jünglingsjahre gab sich Nietzsche dem »düstren Genius« gefangen und verstand es, manche seiner Genossen und bis zu einem gewissen Punkte auch Rohde mitzureißen." Triumphierend berichtet Nietzsche jedesmal, wenn er wieder einen Proselyten gewonnen hat.

Viele von uns erinnern sich jener Zeit, es war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die führerlos gewordene deutsche Geistesbildung in seltsamen Irrpfaden einherging. Mit der spekulativen Philosophie hatte man völlig gebrochen. Aber aus einem Extrem ins andre schwankend verfiel man den brutalen Prätensionen der neu aufgekommenen materialistischen Schule, der Vogt und Büchner und Moleschott, einschließlich des falsch verstandenen Darwin. Wer im Ruin des Geisteslebens nach etwas Höherem ausschaute, konnte wohl an der neuen Psychophysik Fechners oder in der Aesthetik Langes, des Kritikers des Materialismus, eine gewisse Anlehnung finden. Aber für die Bedürfnisse des Herzens, für die Sehnsucht nach einer Gesamtweltanschauung bot sich in dieser verzweifelten Lage gerade nur Schopenhauer dar. Vergessen wir auch nicht, der Schriftsteller Schopenhauer ist dem Philosophen zu Hilfe gekommen. Die Schopenhauersche Schriftstellerei gehört in ein und dieselbe Linie mit der glänzenden Stilistik von David Friedrich Strauß. Beide verdanken nach meiner Ueberzeugung den besten Teil ihrer Popularität dem wundervollen Gebrauch der deutschen Sprache, auf deren Saiten sie jede Tonart in gleicher Reinheit zu spielen wußten. Bei Schopenhauer kam hinzu, daß seiner abgetragenen, nörgeligen Lebensweisheit ein frischer Zug von Lebensklugheit, von common sense und vielseitiger Urteilskraft ergänzend zur Seite stand. So entsteht jene seltsame Kombination von Fatalismus und Mystizismus auf der einen, von weltmännischer Erfahrung und gesundem Menschenverstand auf der andern Seite, die gerade in dieser Mischung auf Viele betörend gewirkt hat. Wenn ich sagte, wir erinnern uns noch jener Zeiten, so denke ich dabei an das gleichzeitige Auftauchen von Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Sehr vergnüglich, wie Rohde 1869 über Hartmann an Nietzsche schreibt:

Hast du etwa von E. v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" gelesen? Plündert Schopenhauer, schimpft aber auf ihn: setzt dem Willen, thuend als gebäre Er ihn soeben, zwei blinde Augen ein, einen unbewußten Intellekt, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird.

Was war es nun, was diese Menschen so ganz besonders zu Schopenhauer hin zog?

Zunächst bezeugt Rohde in dem ersten Briefe der Sammlung, mit dem zugleich er dem Freunde ein Bild von Schopenhauer gestiftet hatte:

Es ist ein Bild des genialen Mannes, dessen Lehren wir es doch vorzüglich verdanken, daß wir in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren.

Nietzsche antwortet aus Naumburg, wo er sein Freiwilligenjahr als Artillerist absolviert:

Meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblick bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt: Schopenhauer hilf; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt samt Byron sympathischer als je sind.

Das Jahr darauf schreibt Rohde:

Ich erinnere mich einer Aufführung des Tannhäuser in Leipzig, die ich, mit ganz frischen Eindrücken von Schopenhauers Asketik und Musiklehre, anhörte und die für mich ein wahrer innerlicher Durchgang durch Sansara zur seligsten Nirwana wurde.

Wieder ein Jahr später gratuliert er Nietzsche zur Professur in Basel:

Das macht, daß der Mensch bei dir noch viel mehr wert ist wie der Philologe, daß jener Schopenhauersche Ernst in dir wohnt, der zugleich eifrig und zu milder, weil freier Auffassung geneigt macht.

Tiefer noch ist die folgende Begründung:

Ganz gewiß hat Fr. A. Lange Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjektivität der Anschauungsform Ernst zu machen, und wenn er Recht hat, ist es dann nicht ganz in der Ordnung, daß ein Jeder sich eine Weltanschauung wähle, die ihm d. h. seinem ethischen Bedürfnis, als seinem eigentlichen Wesen, genüge? Nun sagt mir eine Anschauung, die den tiefen, herben Ernst jenes gänzlich Unbekannten betont, innerlichst zu, und so ist mir auch durch die wachsende Ueberzeugung von der subjektiven Phantastik aller Spekulation die Schopenhauersche Lehre durchaus nicht im Werte gesunken; ein Faktum, das gegenteils wieder bestätigt, daß der Wille, das Ethos, stärker, primärer ist als der kühl erwägende Intellekt.

In der That wird man zugestehen müssen, daß grade das Herbe und Ernste, das Strenge und wenn man will Unbarmherzige in Schopenhauers Philosophie und namentlich in seiner Ethik die Freunde inspiriert hat. So ist ihre persönliche Lebensführung dem Höchsten zugewendet, dem sie mit aller Kraft dienen wollen. Der jüdische Gott des Theismus aber, wie Schopenhauer immer sagte, ist ihnen darum fern und fremd, weil sie in diesem Gottesbegriff einen Zug des Flachen und Seichten zu finden meinen, weil sie das Urkräftige und Ursprüngliche vermissen, das ebenso der Betrachtung wie der Thätigkeit die rechte Weihe und die rechte Bedeutung, das Wirksame und Durchgreifende giebt. Ich denke, wir werden einem so begründeten Standpunkt, der, weil er von jedem Leichtsinn und jeder Frivolität weitab liegt, eben darum zugleich dem Bequemlichkeitsoptimismus von ganzer Seele abhold ist und Alles ablehnt, was daran zu erinnern scheint, unsre Teilnahme nicht versagen, auch wenn wir seine Irrtümer zu durchschauen vermögen. Mir hat die Lektüre aufs neue klar gemacht, daß auch die christliche Theologie nicht davon dispensiert werden kann, die Ideen des Erhabenen im Gottesbegriff durchzuarbeiten und auszubauen. Als Ritschl in Schleiermachers Spuren die alte dogmatische Versöhnungslehre mit ihrer dialektischen Verwertung von Stellvertretung und Genugthuung niederriß, da hat er gewiß ein gutes Werk gethan. Aber in den grundlegenden Sätzen des alten Dogmas von Zorn und Gerechtigkeit Gottes, Erbsünde und Erbschuld lagen tiefsinnige Hindeutungen auf das Bedürfnis aller Religion, ganz besonders aber der christlichen, die Liebe Gottes als etwas Allgewaltiges, Ueberwältigendes und schlechthin Unbegreifliches hinzustellen, d. h. die Idee der göttlichen Liebe mit der Idee der Erhabenheit ins Einvernehmen zu setzen.

Weiterhin gilt nun der Kampf der Freunde immer im Zeichen Schopenhauers aller Seichtigkeit, Flachheit und Trivialität auf dem ganzen Umkreis des allgemeinen, geistigen Lebens.

Das Höchste, wenigstens das Letzte, wozu ein Mensch es bringt, — schreibt Rohde in Anlehnung an Goethe — ist das Erstaunen. Das haben freilich die mit dem Mut der Blindheit drauf zu tappenden Gesunden nie verstehen können. Sie haben für stumpfen Quietismus verschrieen, was ganz gewiß Nichts weiter war, als Resignation eines nach innerlichster Nötigung zu tieferem Schauen strebenden Sinnes.

Und bald darauf:

Vor einem zu frühen Definitivum sollte man sich überhaupt hüten, da es selten besser ist als das Provisorium; das rechte Definitivum ist das Land der Philister, der Gesunden, der Freytagschen Musterprofessoren, der nationalliberalen Allerweltskerle. Wir andern, schwachen Seelen können nur im Provisorium existieren, wie der Fisch nur im fließenden Wasser, da doch der Frosch so wohlig im Sumpf ist. Kein Sumpf aber ist geeigneter, selbst den verwegensten Fisch zum geblähten, fertigen, gesunden Frosch zu machen, als der höhere akademische Pfuhl. Wohl präpariertes Skelett eines Musterfrosches: der gräuliche Professor in der Verlorenen Handschrift.

Auch dem Kriege von 1870, an dem Nietzsche als freiwilliger Krankenpfleger teilnahm, und seinen großen Folgeerscheinungen stehen die Freunde skeptisch gegenüber. Die deutsche Kultur erscheint ihnen minderwertig. Es fehlt die Mystik, die tief ins Innere versunkene Nachdenklichkeit, die Unbefangenheit des vom Strom des Ganzen zweifellos dahingetragenen Einzelnen. Ueberall „Jetztzeit“, wie Schopenhauer nicht müde wurde zu ironisieren, tote Zweckmäßigkeit, ein völliges Abdorren aller tiefsten Kräfte. Zwar, wem soll man darüber zürnen?

Wir tragen alle den Zwiespalt in uns, wir arbeiten wohl und finden auch wohl ein momentanes Glück in der Arbeit, aber wir sind doch eigentlich nur betäubt, stopfen uns Wachs in die Ohren; und nie sind wir ganz und auf die Dauer mehr andächtig. Ach wer die rechte, reine Andacht hätte!

So klingt es wehmütig aus den Briefen jener Zeit, in denen Rohde in der Regel der Sprecher ist, der Zustimmung des Freundes gewiß.

Nimmt man nun so vieles Andere hinzu, was sie zu Schopenhauer zog, seine breite und lebendige Kenntnis des Altertums, das Eindringen in die dunkelsten sonst kaum befahrenen Schachte alter Religion und Kultur, sein freies und ehrfurchtsvolles Verhältnis zu Plato, so begreift man, daß diese jungen Philologen immer wieder zu ihrem Lehrer zurückkehren. Rohde spricht im Gegensatz zu der üblichen Anschauung von der Heiterkeit griechischer Lebensauffassung, wie namentlich Ernst Curtius sie vertreten hat, nachdrücklich von ihrem Pessimismus:

Seltsam illustriert wird die angebliche Lebenslust der Griechen durch die zahllosen Selbstmorde in ihrer Geschichte. Stets haben sie das *Καλῶς ἀποθανεῖν* dem *Κακῶς ζῆν* vorgezogen*) .. Der Pessimismus der Griechen ist nicht etwa eine Frucht ihrer späten Reflexion, der spricht sich handgreiflich in den Mythen aus. Man denke an das Schicksal des Achill — Bellerophon — Jason — Herakles, ja aller großen Helden. Von den eigentlich griechischen Göttern ist zu sagen: ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein. ... Ja selbst die Gottheit leidet.

Schließlich aber bildet Schopenhauers Stellung zur Kunst, besonders zur Musik, die Brücke zwischen ihm und dem Freunde. Und hier konkurriert dann Richard Wagner, dem Nietzsche, wie wir wissen, aufs engste befreundet war, und dem auch Rohde persönlich nahetrat. In der Kunst versöhnen sich alle Gegensätze. Musik ist das einzige Mittel, sich von der Gier des Willens zu lösen und ganz in reiner Betrachtung zu leben. Wagners Musik ist Schopenhauersches Tonmeer: dessen geheimsten Wellenschlag, wie Nietzsche schreibt, ich mit empfinde, so daß mein Anhören Wagnerscher Musik eine jubelnde Intuition, ja ein staunendes Sichselbstfinden ist. Es kann nicht unsres Amtes sein, diesen durch die spätere Nietzschesche Absage an Wagner recht verwickelt gewordenen musikalischen Zusammenhängen im Einzelnen nachzugehn. Nur ein Letztes bleibt zu sagen im Blick auf Schopenhauer. Er galt den Freunden als der Philosoph der Romantik, und in der That wird der ganze Ideenkreis, den wir umschrieben haben, nicht unrichtig mit der Romantik in Beziehung zu setzen sein — also eine Nachwirkung dieser Geistesbewegung, die immerhin zu denken giebt, weil sie auf das Naive, Ursprüngliche, Mystische geht, und sich ohne die Verschwommenheit der eigentlichen Romantiker mit eigentümlicher Kräftigkeit darstellt.

Dennoch und Alles in Allem genommen ist der Einfluß Schopenhauers auf unsere Freunde und, fügen wir hinzu, auf das geistige Leben unseres Volkes im Ganzen als ein überwiegend ungünstiger zu bezeichnen und gerade an diesen beiden Vertretern als solcher deutlich zu erkennen. Namentlich für Rohdes an sich schon so schwere und düstere Gemütsart war es ein offenbares Unglück, mit Schopenhauer in Berührung zu kommen und dadurch eine Anlage des Temperaments, die nur durch ernstliche Bekämpfung gemildert werden konnte, erst recht zu befestigen, ja sie zur Weltanschauung zu erheben. Man kann eben Schopenhauer nicht haben, auch den ästhetisch feinfühlenden Schopenhauer nicht, ohne den schlechten Pessimismus, der Alles entstellt und verdirbt. Für Nietzsche aber ist je länger je mehr der Kultus des Genies in Schopenhauer mit seiner anmaßlichen, gespreizten und durch und durch lieblosen Hoffart verhängnisvoll geworden. Daß in den Freunden Besseres lebte, als der grämliche, menschenscheue und menschenfeindliche Frankfurter zu bieten vermochte, beweist ihre rührende Freundschaft. Wo fände sich je ein Ton davon bei jenem satten Pharisäer, dessen kokett zur Schau getragene Einsamkeit, wenn man ihr die Pose des Tragischen nimmt, als bloße Gefühlsroheit erscheint. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie die Beiden diesen tiefgreifendsten Unterschied ihrer eigenen Art und Gemütsverfassung nicht haben bemerken können, um daraus wichtige Schlüsse zu ziehen. Und noch an einem zweiten Punkt ergiebt sich der gleiche Abstand der tiefsten Lebensregungen. Auf jenen Brief Rohdes über Eduard von Hartmann antwortet Nietzsche:

Ueber Hartmann mit dir einmündig und einmütig. Doch lese ich ihn viel, weil er die schönsten Kenntnisse hat und mitunter in das uralte Sternenlied vom fluchwürdigen Dasein kräftig einzustimmen weiß. Es ist ein ganz gebrechlicher, kontrakter Mann — mit etwas Bosheit, scheint mir; hie und da auch kleinlich und jedenfalls undankbar. Und das ist für mich ein Halt in der Ethik und der ethischen Beurteilung von Menschen und Tieren.

Wo Freundschaft und Dankbarkeit erblühn, da, denke ich, paßt Schopenhauer wie die Faust aufs Auge. Aber auch das ist den Freunden entgangen.

Dennoch hat Rohde sich nach und nach von den Umklammerungen seines philosophischen Lehrers frei zu machen gewußt, und eben die Art, wie er es thut, gewinnt für uns umso höheres Interesse, als er zuerst unmerklich, dann immer deutlicher zugleich von Nietzsche abzuweichen gezwungen wird. Schon 1870 schreibt er:

In dieser Woche habe ich dreimal die Mathäuspassion des göttlichen Bach gehört, jedesmal mit demselben Gefühl der unermeßlichen Verwunderung. Wer das Christentum völlig verlernt hat, der hört es hier wirklich wie im Evangelium; es ist dies die Musik der Verneinung des Willens, ohne die Erinnerung an die Askesis.

So spricht kein dogmatisch versklavter Schüler Schopenhauers. Ein andermal warnt er Nietzsche bei dessen starkem und so schmerzlich unbefriedigtem Pathos vor einer vollends zerstörenden Entsagung und empfiehlt ihm umso innigere Hinwendung zum Leben in seiner zerstreuenden Mannigfaltigkeit und tröstenden Wärme, mehr Weben in seinem irdischen Ich und seinen harmlosesten Herzensbedürfnissen. Dieser Sinn für das Wirkliche und Gegebene des Lebens, als Etwas, was man schätzen soll, auch wenn, wie Rohde sagt, die starken Illusionen fehlen, die es eigentlich begleiten und über seine Gefahren hinwegtragen sollten, steht dem geborenen Hamburger Doktorsohn wohl an und entwickelt sich in demselben Maß, als ihm die eigentliche philologische Lebensarbeit mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Von diesem Standort des Gegebenen und Wirklichen hat Rohde sich nie verdrängen lassen, auch nicht, als Nietzsches Gedankenpfade die entgegengesetzte Richtung einschlugen. Nietzsche verläßt die Philologie, verläßt überhaupt

*) Das „schön sterben“ dem „schlecht leben“.

D H

die berufsmäßige Thätigkeit, freilich durch zunehmende Krankheit gezwungen, und steigt zu den Höhen einer Philosophie, wo selbst dem Philosophen der Atem ausgeht und jene seltsame Mischung von Poet und Prophet, die für den späteren Nietzsche so bezeichnend ist, orakelhafte Weisheit predigt. Daher dann das Zerfahrene, Bruchstückweise, das Sprunghafte und zugleich Tyrannische seiner Schriftstellerei und seiner wilden Gedankenbildung. Demgegenüber behauptet sich Rohde in einer schlichten Wahrhaftigkeit, in einem treuen Wirklichkeitssinn und ringt sich aus der Befangenheit in Schopenhauer und seinem eigenen Temperament mit ehrlichem Bemühen los. Der Kontrast ihrer geistigen Haltung und der daraus erwachsenden inneren Lage bildet für jede ethische Betrachtung, namentlich zu dem Thema Beruf, ein Beobachtungs- und Beweismaterial allerersten Ranges.

Nunmehr geschieht die Abkehr von Schopenhauer in deutlich erkennbaren Zügen. Rohde wächst in die Geschichte hinein — der schwächste Punkt bei Schopenhauer. Wie konnte auch bei diesem Denker Geschichte eine Rolle spielen, wenn sie von vornherein Nichts weiter war als eine Ansammlung menschlicher Leidenschaften und ebensovieler Thorheiten, unterbrochen nur auf Augenblicke — und es waren ihrer so wenige — durch das Auftauchen einiger erleuchteten Köpfe, deren Licht die umgebende Finsternis nur grausiger erkennen ließ. Hier ist Rohde durch und durch positiv, hier hat er die Träumereien der Romantik, das Spuk- und Nebelhafte ihrer Konstruktionen, das falsch Empfindliche und Empfindsame ihrer Stellungnahme zur Vergangenheit in helle, klare Erkenntnis verwandelt. Hier lenkt er in die große Strömung deutscher Geschichtsforschung ein, die sehen will, was wirklich ist und, wenn auch nicht ohne Voraussetzungen, so doch ohne bewußtes Vorurteil und ohne gewollte Voreingenommenheit den Dingen auf den Grund geht.

Wer seine „Psyche“ kennt, der weiß, wie mächtig er dagegen angekämpft hat, der Geschichte Zwang anzuthun und sie, vielleicht in bester Absicht, zu fälschen. Doch leugnet er damit nicht, daß es die höchste Aufgabe der Geschichte ist, unsere Lehrmeisterin zu sein:

> Eine historische Betrachtung, sagt er, hat so lange mit der Kultur Nichts gemein, als sie nicht ihr Resultat zu einem Motive für den Willen zu machen im Stande ist. Jetzt bringt man nun gar die Religion den Kindern historisch bei! . . Welch eine Stumpfheit des Gedankens.

Wie im Historischen so wendet sich Rohde im Aesthetischen von Schopenhauer ab. Aber wichtiger ist, daß auch der Politiker oder sagen wir lieber der Patriot in seiner Seele erwacht. Mochte er noch so besorgt in die Zukunft schaun: das neue deutsche Reich hats ihm doch angethan.

> Wann wird — so fragt er — das deutsche Volk begreifen, . . daß es im eigentlichsten Sinne der Adel der Völker zu sein bestimmt ist? Soviel Treue und Liebe und Wärme noch in dieser Nation, aber wo ist jener sich aufschwingende Zug, der zu Schillers Zeit die Besten emporriß! . . . Eins hoffentlich wird sich gut erproben, die Königstreue. Man rüttele doch um Alles an diesem letzten Ideal so vieler einfältiger Herzen nicht; ich glaube, daß den unseligen Franzosen eben das den letzten Stoß giebt, daß sie nicht Treue halten können. Wahrlich, sie ist kein leerer Wahn, und so ist es Alles das nicht, was man, aus innerem Herzensdrang, aufrichtig glaubend festhält.

Daher er denn auch bei aller persönlichen Zurückhaltung vom Glauben in seiner Art hoch denkt. Ihm erscheint als der schlimmste Zeitpunkt der Welt der, wo die Menge nicht mehr fähig ist zu glauben. Nur auf einem mittleren Standpunkt der Bildung meinen die Menschen, die Religion verachten zu dürfen. Ist aber die Emanzipation auf ihrer höchsten Entwicklung angekommen, so sieht man, daß wir Nichts wissen können, und die Religion gewinnt neue Kraft und neuen Mut. Direkt gegen Schopenhauer wendet sich Rohde in einer Betrachtung über den Unsterblichkeitsglauben. Das Trostlose des buddhistischen Vernichtungsgedankens erscheint ihm ebenso unhaltbar wie der Leichtsinn eines reinen Diesseitigkeitsstandpunktes:

> Wer das verschmäht, was bliebe dem? Was bliebe einem ganzen ungläubig gewordenen Volke? Hier liegt eine drohende Frage an die Zukunft.

Entrüstet ruft Rohde beim Uebertritt eines Freundes zum Katholizismus aus:

> Unsere gute reine protestantische Luft! Ich habe nie bis jetzt stärker meine innigste Abhängigkeit von dem Geiste Luthers gefühlt als jetzt.

Man sieht, die Abkehr von Schopenhauer vollzieht sich nicht bloß intellektuell, sondern aus letzten ethischen Rücksichten. Offen gesteht er sich ein: man kann mit der Schopenhauerschen Philosophie nicht allein leben. Denn unter ihren Voraussetzungen hat es keinen Sinn im Leben zu wirken und auf eine Besserung und Steigerung des Lebens hinarbeiten zu wollen. Und eben darin vollzieht sich zugleich langsam aber sicher der Bruch mit Nietzsche. Nietzsche hat bekanntlich drei Perioden seines Denkens. Die erste, ihm mit Rohde völlig gemeinsame, des Dringens auf Mystik, Naivetät und künstlerische Unterbauung des gesamten geistigen Lebens; die zweite, wo er von den englischen Moralisten und unter der Anregung des Hamburger Dr. Rée zum Relativismus übergeht und die gesamte ethische Begriffswelt als Anpassung und bündige Ueberlieferung auflöst, die dritte auf dem Wege über Jenseits von Gut und Böse zu Zarathustras Uebermenschen. Diese zweite und dritte Entwicklungsstufe hat Rohde für sich abgelehnt. Die zweite, weil er sich bewußt war, ohne Verantwortung nicht leben zu können. Er findet alle solchen Betrachtungen, welche den Menschen, gleich anderen Tieren, als ein rein auf sich angewiesenes, an sich einzig nicht nur denkendes, sondern zu denken berufenes Wesen fassen, weder besonders scharfsinnig noch irgendwie überzeugend.

> Sind wir alle — schreibt er an Nietzsche — gräuliche Egoisten (und ich weiß, mein geliebter Freund, wieviel mehr ich das bin als du!), so soll uns doch Niemand den Stachel ausreißen wollen, der uns mahnt, daß wir das nicht sein sollten.

Die Zarathustrastufe aber ist Rohde völlig zuwider gewesen. Dem immer mehr sich herausbildenden Größenwahn setzt er schon früh das Bekenntnis entgegen, er wisse sich im Herzen völlig frei von jeder Regung selbstüberschätzenden Hochmutes, und jene abscheuliche Uebermenschen-Theorie, die nach Nietzsches Meinung schon über dem werdenden Kinde walten sollte, weist er freundlich, aber entschieden ab. Wohl schäme man sich wahrhaft, wenn man sich als bestelltes Vorbild eines eigenen Kindes denken solle:

> Aber doch das ist nicht der springende Punkt in dem Ei der Kindesliebe und -Sehnsucht. . . Was man eigentlich will und wünscht und ersehnt und sich aufbauen möchte, das ist eine ganz bedingungslose, grundlose und unaustilgbare Liebe zu einem menschlichen Wesen, und die giebt es nur und allein im Verhältnis zu dem eigenen Kinde. Alles Uebrige folgt nur daraus.

In dieser tiefen Sehnsucht nach Liebe, die nicht nur individuelle Sympathie, sondern das Lebenselement des menschlichen Geistes ist, löst er sich endgiltig von dem immer stolzer, selbstherrlicher, eigenwilliger und eigenmächtiger werdenden Freunde los. Und es wird nicht überflüssig sein, hinzuzufügen: Schopenhauer und Nietzsche sind Junggesellen geblieben, Rohde war ein treuer Familienvater.

Der formelle Bruch zwischen Nietzsche und Rohde nach zwanzigjähriger innigster Freundschaft erfolgt im Jahre 1887 auf an sich geringfügige äußere Anlässe, darunter die verschiedene Beurteilung von Taines Milieu-Theorie, und ein mißlungenes persönliches Zusammentreffen. Doch haben Beide sich gegenseitig ein liebevolles Andenken bewahrt. Und auch das muß hervorgehoben werden, daß Rohdes Treue sowohl von Nietzsche wie Schopenhauer sich sozusagen nur ungern und mit immer wiederkehrender Bewunderung ihrer hohen Gaben getrennt hat. Waren doch Beide für ihn epochemachend gewesen, der eine persönlich, der andere mehr sachlich. Wir wollen uns daher Rohde nicht denken als einen Bekehrten oder gar Renegaten. Es bleibt in ihm ein schweigender Rest, ein Unaufgeklärtes und wohl auch Unausgeglichenes. Aber er hat in Freiheit und Treue den ihm eigentümlichen Weg gesucht und ihn nach Kräften gefunden. So darf man von Rohde erzählen unter dem Titel „Nietzsche in neuer Beleuchtung“. Und ich hoffe, daß diese Lesefrucht beiden Männern zu gute kommt.

Hermann Scholz

Verschiedenes

An eine treue Leserin. Verehrte Freundin, Sie haben Recht, das durfte ich Ihnen nicht anthun. Jetzt in den Tagen der Sommerfrische. Diese letzte Nummer — es war schon die reine Kirchenzeitung. Und auch die vorhergehenden: schwere Kost, Theologie, Kirchliches und Kirchenpolitisches. Sie erinnern mich zürnend an die goldnen Zeiten, wo die „Christliche Welt" noch mit den Musen auf vertrauterem Fuße stand, wo keine Nummer erschien ohne einen Gerhart Hauptmann- oder Sudermann-Artikel, wo wir auf der Bühne und in den neuesten Romanen beinah besser zu Hause schienen als in der Bibel!

Aber hier liegt es eben. Hier müssen wir uns verständigen. Es war doch auch ein Mangel, den ich oft empfunden habe, daß wir für Bibelkenntnis und Bibelverständnis nicht Mehr leisteten. Nun kam der Bibel-Babel-Sturm, der hat doch sein Gutes gewirkt. Er hat Interessen geweckt im Laienstande, die vorher nicht dawaren, und Kräfte in Bewegung gesetzt unter den Sachverständigen, die vorher an sich hielten. Genug, wir wollen mehr die Bibel treiben. Und das braucht Raum.

Und das viele Kirchliche, Kirchenpolitische? Ach wenn Sie wüßten, verehrte Freundin, wie manche von unsern Freunden ohne Ermüden mir immer zugerufen haben: Kirche, Kirche, Kirche! Als ob man unsrer Kirche wirklich nur recht dienen könnte, wenn man von ihr redete! Während ich der Meinung zugeneigt war, man diene ihr am besten, wenn man von ihr so wenig als möglich redete. Nun, sie mußten einmal den Willen haben. Aber sicher nur eine Zeit lang! Etwa bis Eisenach, wo wir über die Kirche auch einen Vortrag haben und wills Gott etwas einiger werden über unser Kirchenideal. Bis dahin währt diese Diskussion noch, haben Sie Geduld mit uns und lassen Sie meinetwegen diese Artikel ungelesen: Sie wissen, ich bin darin nicht grausam. Aber freilich, Raum nimmt das auch.

Immerhin, ganz vernachlässigt haben wir die schöne Litteratur doch nicht? Was groß und bedeutend war, sollte uns wirklich Etwas davon ganz entgangen sein? Haben wirs nicht zum Teil recht gründlich vorgenommen? Freilich nur mehr, wenn es doch irgendwie in die ethisch-religiöse Sphäre hereinragte. Und da muß ich leider ein Geständnis machen. Sie wissen, wie vertrauend wir der heutigen Produktion entgegenkamen. Manchmal waren wir Ihnen viel zu modern. Ja, wir legten gern mit Liebe und Hoffnung aus, was erschien, und sahen lieber ernstes Streben auch im Unvollkommnen. Aber allgemach hat doch ein Gefühl der Enttäuschung überhand genommen. Die Masse des Gedichteten wächst täglich, und wie wenig davon ist des Aufhebens wert! Dennoch, Ihre treugemeinte Mahnung soll nicht vergeblich gewesen sein, und ich darf Ihnen verraten, es ist schon Einiges für Sie unterwegs. So bewahren Sie uns Ihre Freundschaft — auch in der Sommerfrische, und wehren Sie dem bittern Verdacht, als wären wir enge Leute geworden. Herzlich Ihr

R

Kleine Mitteilungen. Der Artikel Die waffenlose Macht von Friedrich Naumann ist mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers der von ihm herausgegebenen Wochenschrift Die Zeit entnommen. Die (Berliner! es giebt auch eine Wiener) Zeit erscheint im Verlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, und kostet vierteljährlich 3 Mk.

Die Tagespresse der verschiedensten Parteien nimmt öfters Kenntnis von kirchenpolitischen oder politischen Aeußerungen in unsern Spalten. Wenn sie es nur gelegentlich und stückweise thut, so bringt das die Natur ihres Betriebes mit sich; aber selten genug wird so eine zutreffende Vorstellung von dem vermittelt, was wir wirklich gesagt und gewollt haben. Sehr erschwerend ist für Fernstehende der Umstand, daß wir gerne auch abweichende, ja widersprechende Meinungen zu Worte kommen lassen, ohne auf das Ziel einer festen einheitlichen Haltung dabei jemals zu verzichten. So betrachten wir unser Blatt keineswegs als Sprechsal für jegliche kirchenpolitische Meinung; aber nachdem der Herausgeber einen Teil seiner Ansichten zur Kirchenpolitik dargelegt hatte, schien es nützlich, in Herrn Primarius Dr. Katzer, Löbau i. S., einen unsrer Freunde zur selben Sache zu hören, und Herr Pfarrer Foerster wird ebenfalls noch in die Erörterung eingreifen, ehe wir am 30. September bei unsrer Eisenacher Zusammenkunft mündlich darüber verhandeln. Daß wir in der Kirchenpolitik alle eines Sinnes werden, ist weder möglich noch nötig; aber die Leitung der Christlichen Welt selber strebt allerdings auch in der Kirchenpolitik eine geschlossenere Haltung an, für die sie die Anerkennung der Freunde in möglichst weitem Kreise begehrt. — In den sozialen Fragen haben wie immer unsre klare und bestimmte Richtung verfolgt; so brauchen wir wohl kaum zu sagen, daß der heutige Artikel Unsre Stellung zur Sozialdemokratie seinem Kern und seiner Absicht nach von dem Herausgeber voll mit verantwortet wird.

Zu den Nachrichten über den evangelischen und katholischen Religionsunterricht in Rußland in unsrer Nr. 24 sind wir die Ergänzung schuldig, daß, laut einer Meldung, die durch alle Blätter ging, römischkatholischer Religionsunterricht in polnischer Sprache in Rußland jetzt für alle Mittelschulen des Königreichs Polen zugelassen ist; seit 1880 war hierfür in sechs Mittelschulen russische Unterrichtssprache vorgeschrieben.

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

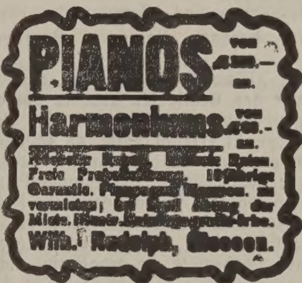
Anzeigen

Fanny Gahmberg
Friedrich Ulrich,
cand. theol.
Verlobte
Rokkala-Wiborg (Finland)
im Juli 1903

Heiratsanzeige
Johannes August Ramm
Gutsbesitzer in Dissau
Luise Franziska Ramm
geb. Rieffenberg
Schöneworth. Freiburg, Elbe
15. Juli 1903

Welche in **Krankenpflege** geschulte und erfahrene Jungfrauen schließen sich einem Liebeswerk im Ausland an. Gesicherte Lebensstellung. Anerbietungen erbeten unter **G R** bei der Redaktion dieses Blattes.

Cand. theol. wünscht in der Zeit vom 1. Nov. 1903 bis 1. Okt. 1904 eine Hauslehrerstelle zu versehen. Angebote bitte unter **G. L.** an den Verlag der Christl. Welt.



J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschienen:

Predigten
über
Worte Jesu
Von
Lic. **Johannes Bauer,**
Professor an der Universität Marburg
Klein 8. M. 2.—. Gebunden M. 2.60

Die Leibniz'sche Religionsphilosophie
in ihrer geschichtlichen Stellung
Von
Dr. phil. **Heinrich Hoffmann**
8. 1903. M. 2.—

Samaria und seine Propheten
Ein religionsgeschichtlicher Versuch
Mit einer Textbeilage:
Die Weisheitslehre des Phokylides, Griechisch u. Deutsch
Von
Dr. **Karl F. A. Lincke,**
Gymnasialprofessor in Jena
Gross. 8. 1903. M. 4.—

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Jesus im neunzehnten Jahrhundert

Von

Heinrich Weinel

8. 1903. M. 3.—; gebunden M. 4.—

Inhalt: Einleitung. — Die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik (Reimarus, Paulus, Lessing, Strauss, Bauer, die moderne Theologie). — Jesus als Reformator der Ethik und des Kultus im Lichte des Liberalismus (Renan, Strauss, die Freireligiösen und Egidyaner, Wolfgang Kirchbach). — Jesus im Lichte der sozialen Frage (Richard Wagner. Sozialdemokraten. Christlich-Soziale). — Jesus im Lichte des Kulturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung (Schopenhauer, Wagner, Theosophen und „Germanen". Nietzsche. Naumann. Haeckel u. a.). — Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart (Tolstoi. Chamberlain. Harnack. Rosegger. Bourrier. Schell).

„Als sich die Erregung, die Harnacks »Wesen des Christentums« unter den Gebildeten unseres Volkes hervorgerufen hatte, eben zu legen begann, und ehe noch der Streit um »Babel und Bibel« seinen Höhepunkt erreicht hatte, da schlugen im Rheinland die Wellen des Kampfes um das Verständnis von Religion und Christentum aufs Neue hoch empor. Der Bonner Privatdozent Heinrich Weinel war gebeten worden, in Solingen eine Reihe von Vorträgen über Jesus zu halten; und als er dieser Bitte Folge leistete und in seinen Vorträgen die Ergebnisse der modernen Leben-Jesu-Forschung freimütig zum Ausdruck brachte, da erhob sich nicht in Solingen allein, sondern im ganzen Rheinland und überall in der konservativen Presse ein Sturm der Altgläubigen gegen ihn. Jetzt hat Weinel seine Vorträge in Druck gegeben unter dem Titel »Jesus im neunzehnten Jahrhundert«. Freund und Feind wird darnach greifen; die Urteile werden weit auseinander gehen. Aber keine ehrliche Beurteilung wird sich dem Eindruck verschliessen können, dass eine Persönlichkeit von religiöser Wärme und von einer grossen Kraft der Darstellung aus diesen Blättern redet.

„In dieser Hinsicht tritt Weinels Buch dem »Wesen des Christentums« ebenbürtig zur Seite. Nicht der Gegenstand des Harnackschen Buches allein, nicht die Art der Behandlung und nicht der Name des Verfassers hat ja dazu geführt, dass es jetzt in mehr als 70000 Exemplaren über die ganze Erde verbreitet ist: der Leser empfand, dass diese Vorträge nicht erdacht, sondern erlebt waren, und das packte ihn.

„Dasselbe gilt von Weinels Buch; man kann es nicht lesen mit dem Zensorstift in der Hand; es ergreift den ganzen Menschen. Man hört einen Mann reden, der den Mut hat, die Erkenntnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner Lebensanschauung ohne Vorbehalt und ohne Rücksicht auf irgendwelche Folgen frei herauszusagen, den aber auch die Wärme seines religiösen Empfindens fähig macht, zu seinem grossen Gegenstand ein tief innerliches Verhältnis zu gewinnen, der so dem Leser selbst einen Eindruck giebt von jenem Wesen religiösen Lebens, das er zur Grundlage seiner Kritik und Darstellung macht."

National-Zeitung 1903. Nr. 376. 5. Juli

„. . . . Ein grosser Ernst, eine warme religiöse Gesinnung, ein fester Wille, den Tausenden zu helfen, die in dem verwirrenden Getöse der Gegenwart fragen, was ihnen Christus sein kann, werden in diesem Buche offenbar und bestimmen den Eindruck. Es ist ein p r o t e s t a n t i s c h e s Buch, aber die Gedanken streben über die Konfession hinaus einer versöhnenden und beglückenden Weltanschauung zu."

Krefelder Zeitung. 1903. Nr. 308. 19. Juni

Soeben erschien:

Deutsch-Evangelisch. **Zeitschrift für die Kenntnis und Förderung der deutschen evangelischen Diaspora im Auslande.** Im Verein mit Prof. D. **Mirbt** und Pfarrer **M. Urban** herausgegeben von Pfarrer **E. W. Bussmann** in Buenos-Aires.

II. Jahrgang, Heft 4. Inhalt:

Anz, Pfarrer in Windhoek, Deutschverderber in Deutsch-Südwestafrika.
Heyne, Pfarrer in Hergisdorf, früher in Diamante (Argent.), Zur Einführung der Konfirmanden in das Gemeindeleben.
Pauly, Pfarrer in Böcke, früher zu Jequitiba (Bras.), Welche Dienste vermag die Bibelstunde für den inneren Aufbau des Gemeindelebens in der deutsch-evangelischen Diaspora des Auslandes zu leisten?
Münchmeyer, Pfarrer in Glasgow, Die Notwendigkeit des Anschlusses deutscher Auslandsgemeinden an die Heimatskirche nnd des Zusammenschlusses derselben zu Synoden in einzelnen Ländern.
Sprechsaal — Besprechungen — Chronik — Bibliographie.

Preis pro Jahrgang M. 3.—. Probenummern kostenfrei.
Jahrgang 3 beginnt im Oktober 1903 zu erscheinen.

Marburg (Hessen)

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung

Die diesjährige Ausstellung des **Töchterpensionats Bensheim a. d. B.** (Hessen) **Luftkurort** findet am 22. bis 25. September d. J. in den Räumen des Pensionats statt. Abermals wird das Institut Gelegenheit haben seine anerkannten Musterleistungen auf allen Gebieten des weiblichen Könnens, besonders in Putz, Kleidermachen, Weißzeugnähen, feinen Handarbeiten, Brennarbeiten, Koch- und Backkunst seinen Interessenten vorzuführen. Das Institut, Villa mit Garten, Höhenlage, im schönsten Teil Bensheims gelegen, bietet jungen Mädchen auch Fortbildung in Deutsch, Englisch, Französisch, Literatur, Aneignung gesellschaftlicher Formen, herzliches Familienleben. Pensionspreis mit **sämtl. Unterricht** jährlich 720 Mark. Prospekte, Referenzen durch die **Vorsteherin Frau Dir. M. Fischer Bensheim,** Auerbacherstr. 71.

Junges gebildetes Mädchen sucht Stellung als **Stütze der Hausfrau** und bei Kindern. Befähigung Kinder bis zu 10 Jahren zu unterrichten und Aelteren bei den Schularbeiten zu helfen. Sie ist tüchtig im Haushalt und in Handarbeiten, kann etwas kochen und schneidern. Am liebsten Stellung im Hause eines Pastoren, Gutsbesitzers oder Försters, wo sie der Hausfrau eine Stütze und dem Hausherrn durch ihre Ausbildung in Buchführung, Correspondenz, Stenographie und Schreibmaschine eine Hülfe würde. Gehalt nach Uebereinkunft. Familienanschluß. Gute Zeugnisse. Anfragen an **Frl. A. Schmidt, Hamburg-Eilbeck,** Ritterstraße 61 p.

Nassau a. Lahn. **Hauswirtschaftliches Institut mit praktisch-wissenschaftlicher Fortbildung von Frl. E. Kühn,** staatl. gepr. Haushaltslehr. u. Verf. d. „Haushaltungslehre", u. **Frl. L. Maßmann,** staatl. gepr. Handarbeits- u. Turnlehrerin. Reiche Erfahrung, herrliche Lage, christliches Familienleben. Vorzügliche Referenzen. Prospekte mit Ansicht zu Diensten. Aufnahme Oktober und April. Jahres- u. 1/2 J.-Kurse. Preis p. a. Mk. 900, p. Semester Mk. 500.

Bücher liefern u. kaufen: Angebote sofort. Katalog gratis. **Krüger & Co. Leipzig**

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime**, wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim**, Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische 2c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.

Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Verwalter **Maier**

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg